

Nachbarschaftshaus Urbanstraße  
50 Jahre  
mittendrin



Nachbarschaftshaus Urbanstraße

**50 Jahre  
mittendrin**

Berlin-Kreuzberg 2005



**50** Jahre mittendrin  
1955 2005

# Inhaltsverzeichnis

<i>Andrea Brandt</i>	1		
Fünzig Jahre mittendrin		<i>Barbara John</i>	38
		Grußwort der Vorsitzenden des Paritätischen	
<i>Lothar Uebel</i>	5	Wohlfahrtsverbandes	
Was ist das für ein Haus?			
		<i>Wolfgang Hahn</i>	41
<i>Cornelia Reinauer, Kerstin Bauer</i>	9	Die Achtziger bis heute	
Grußwort der Bezirksbürgermeisterin und			
der Bezirksstadträtin für Gesundheit und Soziales		<i>Heidi Knake-Werner</i>	64
		Grußwort der Senatorin für Gesundheit,	
<i>Ingeborg Blauert</i>	11	Soziales und Verbraucherschutz	
Rückblick auf die Anfänge			
		<i>Dieter Oelschlägel</i>	65
<i>Monika Schneider</i>	26	Blick zurück nach vorn	
Grußwort der Vorsitzenden des Verbandes			
für sozial-kulturelle Arbeit e.V.		<i>Markus Runge</i>	71
		Einen Ausblick wagen	
<i>Lothar Uebel</i>	29		
Notizen zur Zwischenzeit		Quellen und Literatur	74
		Abbildungsverzeichnis und Impressum	75



# Fünzig Jahre mittendrin

... ein halbes Jahrhundert lang Haus für die Nachbarschaft. Umzäunt und ein bisschen majestätisch – wie ein einzelner Fels in der Brandung – wirkt es zunächst auf wenige wie ein allen offen stehendes Haus. Bis heute löst es Überraschung aus bei den Besuchern/innen, die zum ersten Mal hinein kommen. Sie staunen über die Vielfalt der Angebote, die Lebendigkeit, die engagierten Mitarbeiter/innen, die vielen Außenstandorte, Einzelprojekte, Initiativen, Aktivitäten und die repräsentativen, schönen Räume. Ahnten doch viele gar nicht, was sich hinter diesen Mauern alles verbirgt, gern wären sie schon eher gekommen. Nicht selten der Beginn einer langen, intensiven Zuneigung. Eingefangen vom Charme einer Welt der Begegnung und gewachsener Strukturen entwickeln viele ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Identifikation.

All das spricht auch aus den Schilderungen der Gründungs- und Aufbaujahre, in denen die Aufbruchstimmung spürbar wird, aus den Beschreibungen der nachfolgenden Jahrzehnte der Weiterentwicklung und des Ausbaus verschiedener Arbeitsbereiche, der Ausbreitung in den Stadtteil, der Einrichtung neuer

und Übernahme erhaltenswerter Standorte. In ihnen allen offenbart sich die Begeisterung für ein Haus der Gemeinschaft, in dem sich so viel erleben, genießen, erinnern, erzählen, ausprobieren, erfinden, essen, feiern, weinen und lachen lässt. Hier ist stets eine gute Mischung gelungen aus Beständigkeit und Veränderung, Bewährtem und Neuem – und das trotz oder gerade wegen schwieriger Lebensverhältnisse in den umliegenden Stadtteilen.

Einfach war es nie in Kreuzberg mit seinen Besonderheiten und Extremen. Anfangs gab es viele alte einsame Menschen, denen das Nachbarschaftshaus ein Ziel war, weil sie hier Anderen begegnen, etwas Warmes essen und eine sinnvolle Beschäftigung finden konnten. Später, im jünger gewordenen Bezirk, zunehmend geprägt von Studenten und ausländischen Familien, kamen viele ins Haus, die sich hier mit ihrem Anspruch auf Bürgerbeteiligung, Selbstverwirklichung und Mitgestaltung gut aufgehoben fühlten. Denn sie trafen auf offene Ohren und auf Unterstützung mit ihren Anliegen. Mitarbeiter/innen mit wachen Augen für lohnende Initiativen und vorhandene Eigenverant-

wortung stärkten und förderten die kreativen Ideen so manches engagierten Nutzers, halfen daraus eigenständige Projekte zu machen oder setzten selbst Akzente für die Arbeit im Haus, die beherzt aufgegriffen wurden.

Die Mitarbeiter/innen des Hauses heute und, davon bin ich überzeugt, auch die der vielen vergangenen Jahre haben mit ihrer Offenheit, ihrem umfassenden und kompetenten Engagement entscheidend das erfolgreiche Zusammenwirken so vieler unterschiedlicher Akteure und Nutzergruppen des Hauses mitgestaltet. Teilweise über Feierabende und Wochenenden hinweg haben sie daran gearbeitet, für Besucher/innen da zu sein, Angebote zu machen, Feste zu organisieren, mit ihnen zu sprechen, zu singen, zu tanzen, Theater zu spielen und gemeinsam zu feiern.

Die vielen freiwillig Engagierten haben die Atmosphäre dieses Hauses von Anfang an mitbestimmt. Ob Vereinsarbeit, Engagement im Senioren-, Kita-, Jugend-, Gemeinwesen- oder Kreativbereich, die Ehrenamtlichen – Ältere wie Jüngere – sind häufig gern gekommen, schnell vertraut geworden und viele Jahre geblieben. Vermutlich ging es vielen von

ihnen wie mir, die als Mutter den aktiven Kita- und Hortbereich kennen- und schätzen lernte, neugierig auf die vielen anderen Arbeitsfelder wurde, mich hier und da zu beteiligen begann, gerührt und erfreut war von der positiven Resonanz der Mitarbeiter/innen darauf, die so einladend wirkte, noch mehr zu tun.

Zwölf Jahre sind es jetzt schon, die mein Herz an diesem liebenswerten Ort hängt und in denen kaum eine Woche vergeht, in der ich nicht mehrmals viele Stunden hier verbracht habe. Bis heute macht es mir Freude, hier auf die Vielseitigkeit zu schauen, auf die verschiedenartigen Menschen aus allen Altersgruppen und vielen Kulturen mit unterschiedlichen Interessen, die sich hier begegnen, mit ihren so verschiedenen Vorstellungen vom Leben.

Es hat mich immer fasziniert und ich fand es bewundernswert, wie dies alles an einem Ort und seinen umliegenden Wirkungsstätten Platz findet und immer wieder Einigung erzielt wird, über das, was gemeinsam möglich und erstrebenswert ist. Damit trägt das Haus zu einem Stück sozialen Frieden bei, der in einem Stadtteil mit so bewegter Vergangenheit und so vielen sozialen und kulturellen Unterschieden ganz und gar nicht selbstverständlich ist.



Sommerfest, 1994

Wie ein Fels in der Brandung, an dem das stürmische tosende Meer nagt, ihn zurecht schleift und ihm neue Form gibt, hat das Nachbarschaftshaus diese fünfzig Jahre durch- und überlebt. Die verschiedenen politischen Wetterlagen und die drastisch gekürzten Zuwendungen rüttelten immer wieder an seinem Fundament, letztere erschütterten es in den letzten Jahren bis in die Grundmauern. Und dennoch hat es bisher – allen zwischenzeitlichen Befürchtungen zum Trotz – mit ein paar Schrammen und Wunden widerstanden und durchgehalten. Das war nur möglich durch die unzähligen Menschen, die das Haus mit Leben gefüllt, ihre Möglichkeiten der Gestaltung genutzt haben, es mit verändert, sich selbst verwirklicht, immer wieder reflektiert, neue Zielrichtungen bestimmt und wieder oder von vorn angefangen haben.

An dieser Stelle möchte ich allen meinen Dank aussprechen, die sich in den letzten fünfzig Jahren – in irgendeiner Weise – im und für das Nachbarschaftshaus eingesetzt haben. Das gilt für die ehrenamtlich Engagierten ebenso wie für die Geschäftsführung, die Mitarbeiter/innen und all diejenigen, die unsere

Arbeit finanziell unterstützt und gefördert haben. Sie alle haben durch Ihr Engagement dazu beigetragen, das Haus zu erhalten und zu dem zu machen, was es heute ist.

Für die Zukunft wünsche ich mir von Herzen, dass dieses Haus auch in den nächsten fünfzig Jahren und weit darüber hinaus für die Menschen in diesem Bezirk als Haus der Gemeinschaft erhalten bleibt. Ich hoffe, dass vor allem bei denjenigen, die das Nachbarschaftshaus fördern und unterstützen, das Bewusstsein darüber herrscht und noch wächst, wie unverzichtbar dieses Haus in Kreuzberg ist. Ich möchte Sie einladen, es zu besuchen, sich selbst ein Bild zu machen und anstecken zu lassen von der Vielfalt seiner Angebote, der Aufgeschlossenheit und Einsatzbereitschaft seiner Nutzer/innen und dem Charme seiner Räume.

Viel Vergnügen beim Lesen, wir freuen uns auf Ihre Resonanz und Ihren Besuch.

***Andrea Brandt***

Vorsitzende des Vereins Nachbarschaftshaus  
Urbanstraße e.V.

# Was ist das für ein Haus?

Wer hat sich diesen aufwändigen Zugang ausgedacht? Von zwei Seiten führen vierzehn Stufen über eine Freitreppe hinauf zum Eingangsportal des Nachbarnschaftshauses Urbanstraße. Durch einen Vorraum gelangt man in einen großen hellen Saal mit Parkettboden und einem Relief mit antiken Motiven an der Wand. Nebenan im Musikzimmer steht ein kunstvoller weißer Kamin aus Majolika. Wer war hier zu Hause?



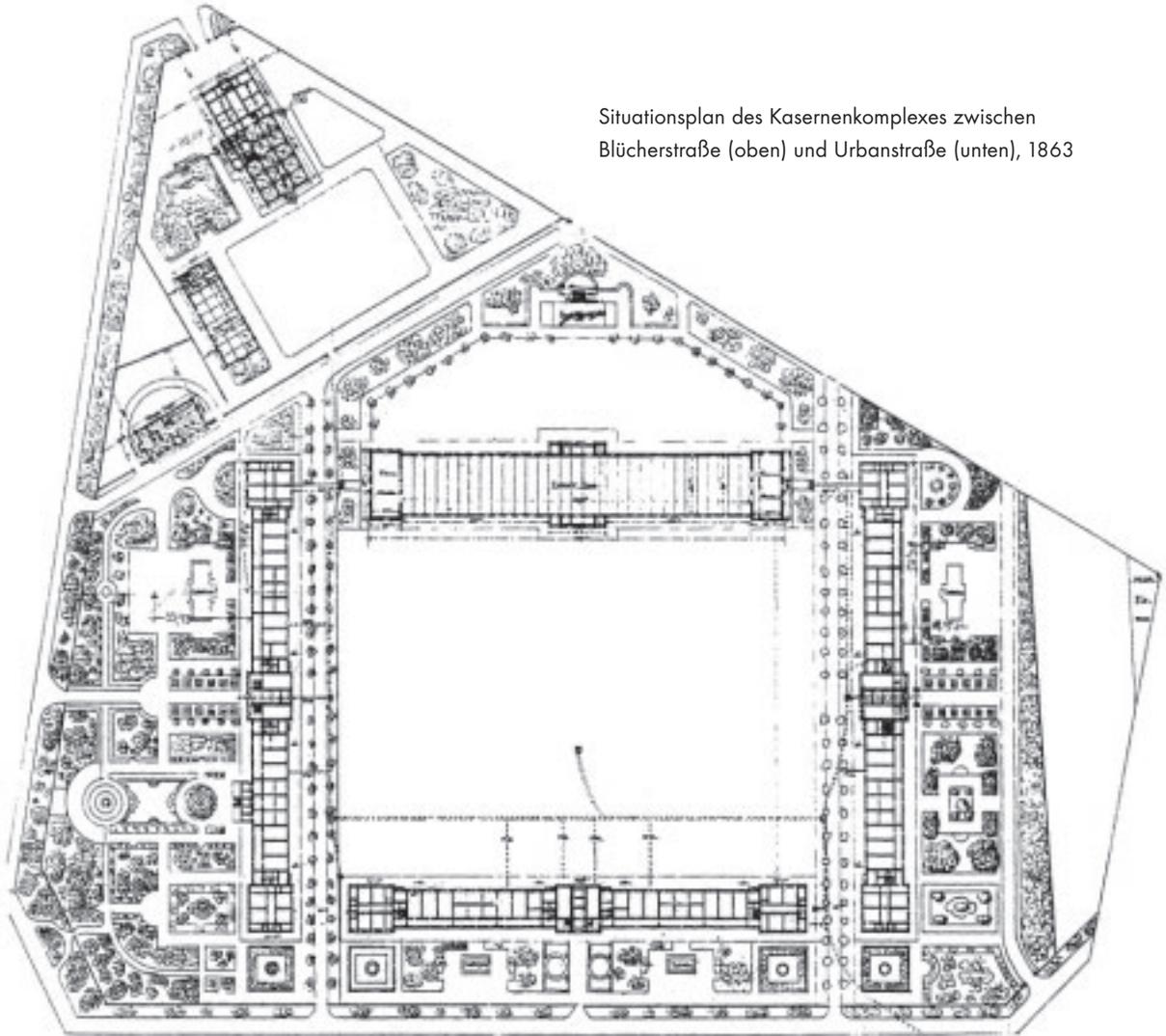
Bauzeichnung der Fassade zur Urbanstraße, 1913

Handelt es sich um die einstige Villa eines wohlhabenden Bankiers?

Das hätte sein können, stimmt aber nicht, wie ein Blick in alte Bauakten beweist: Das Haus war Teil der Kaserne des *Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments No. 2*. Dieser weitläufige Gebäudekomplex im Karree der Urban-, Baerwald-, Blücherstraße und Fontanepromenade war 1863–66 erbaut worden. (3) Das Regiment hatte seinen Namen nach dem damals mit Preußen verbündeten Kaiser Franz I. von Österreich erhalten. Die Berliner Bevölkerung nannte diese Soldaten respekt- aber nicht lieblos kurz und schlicht die „Franzer“.

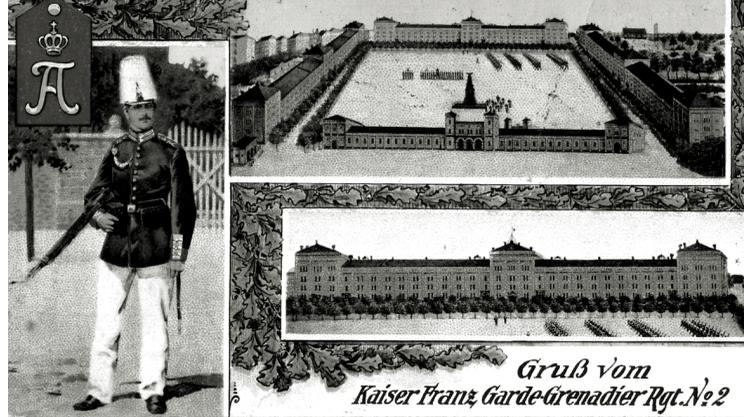
Als die Kaserne bezogen wurde, stand sie noch im freien Feld der *Tempelhofer Vorstadt*, wie man die Region südlich des Landwehrkanals nannte. Die Bebauung mit Wohnhäusern begann hier erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die Kaserne bestand aus vier einzeln stehenden lang gestreckten Bauten: einem Exerzierhaus und drei Mannschaftsgebäuden für insgesamt rund 1.800 Soldaten und zwanzig Offiziere – nur die Militärs höheren Rangs lebten in großen Privat-

Situationsplan des Kasernenkomplexes zwischen  
Blücherstraße (oben) und Urbanstraße (unten), 1863



wohnungen der Umgebung. Im Erdgeschoss des Mannschaftsgebäudes an der Fontanepromenade war eine sogenannte *Offiziersspeiseanstalt* untergebracht mit *Offiziersgarten* davor. 1893 wurde sie durch eine holzüberdachte Freiluft-Kegelbahn längs der Urbanstraße ergänzt, fast genau dort, wo heute das Nachbarschaftshaus steht. (4)

Die Speiseanstalt unter den Augen der Mannschaft genügte dem Offizierskorps offenbar nicht: Im Oktober 1913 begann der Bau eines einzeln stehenden repräsentativen Offizierskasinos an der Urbanstraße. Dies ist das heutige Nachbarschaftshaus. Was man von der Straße aus nicht vermutet: Das Gebäude hat einen fast quadratischen Grundriss und ist entsprechend geräumig. Im Tiefgeschoss befanden sich neben der Küche Lagerräume für Wein und Sekt. In einer Kammer wurde das wertvolle Silbergeschirr im Tresor aufbewahrt. Das Vestibül des Hochparterres war mit einem großen Teppich und Ledergarnituren ausgestattet, der Speisesaal bot Platz für achtzig Personen. Nebenan lagen kleinere Räume, die für die Freizeitgestaltung der Offiziere bereit standen. Der Rokokokamin im Kaminzimmer war ein Geschenk



Postkarte, um 1910

des österreichischen Kaisers (der Buchstabe „A“ im Kranz des Ofenaufsatzes steht für *Austria*).

Die Offiziere konnten sich an dem Neubau aber nicht mehr erfreuen, da der Ausbruch des Ersten Weltkriegs dies verhinderte. Jahre lang stand das Gebäude leer und verfiel zusehens. 1924 mietete die *Berliner*



Der Majolika-Kamin im Kaminzimmer, 2004



Werbekarte der Berliner Liedertafel, um 1925

*Liedertafel* das Haus vom *Finanzamt für Liegenschaften* des Reichsfinanzministeriums. Mit hohem Einsatz beseitigten die Mitglieder des Männerchors die baulichen Schäden und beschafften eine neue Einrichtung. Der 1884 gegründete Chor hatte zu jener Zeit 240 Mitglieder und ein großes eigenes Orchester. Im Saal wurde geprobt und dort fanden auch öffentliche Chorkonzerte statt. (7)

Als das Finanzamt für Liegenschaften der *Liedertafel* das Grundstück um 1930 für 180.000 Reichsmark zum Erwerb anbot, konnte der Chor diese Summe zwar nicht aufbringen, durfte das Haus aber als Mieter weiter nutzen. 1937 konnten die Vereinsmitglieder eine Beschlagnehmung ihres Heims durch die *Wehrkreisverwaltung III des Oberkommandos des Heeres* abwenden.

Am Kriegsende besetzten erst amerikanische und später sowjetische Militärs das Gebäude, danach wurde es provisorisch durch das *Krankenhaus Am Urban* genutzt. Schließlich zogen amerikanische Menoniten – eine evangelische freikirchliche Gemeinde – mit alliierter Genehmigung in das Gebäude, wodurch es vorübergehend zur Kirche wurde.

Im August 1949 gaben die Alliierten das Gebäude nach langwierigen Verhandlungen wieder frei und die *Berliner Liedertafel* konnte in ihr altes Vereinshaus zurück kehren. Da der zahlenmäßig stark dezimierte Chor jedoch nicht in der Lage war, die Erhaltungskosten aufzubringen, wurden Haus und Grundstück 1950 an das Bezirksamt Kreuzberg überschrieben.

*Lothar Uebel*

## *Grußwort*

Imposant ist das Haus, stolz reckt es sich in die Kreuzberger Urbanstraße. Das Dach ein roter Hut, die Fenster als große offene Augen, die Treppe als Bart: schon kommt das Nachbarschaftshaus als ein Opa daher. Wenn wir die Treppen nach oben gehen, können wir diesen „Alten“ erleben. In seinem Inneren ist er lebendig, aufgeweckt, sorgsam und mitfühlend.

Uns begegnet ein „Pottporree“ agiler Stadtteil- und Nachbarschaftsarbeit. Da läuft ein „Gekko“ ins „Lümmelland“, der „Ikarus“ steigt über unserer „Plantage“ auf, ein „Duo“ wird zum „drehpunkt“ und bei einem „Break“ verhält sich hier keiner „taktlos“. Das alles sind Projekte vom und im Nachbarschaftshaus. Es ist nur ein stecknadelgroßer Ausschnitt aus einer Vielzahl von Angeboten, die Menschen im Kiez erwarten.

In den vergangenen Jahren hat sich das Nachbarschaftshaus einen Namen gemacht mit wohlklingenden Projekten, in denen jede Menge steckt, und den „Nachbarn“, die diese leben. Vor allen ihnen ist es zu verdanken, dass ein so stolzer Geburtstag gefeiert werden kann. So manche stürmische Zeit war zu durchstehen. Insbesondere die letzten Jahre hatten es in sich. Der Gürtel musste auch im Nachbarschaftshaus enger geschnallt werden. Dennoch ist es gelungen, mit großer Kreativität und Flexibilität sich auf

die neuen Bedingungen einzustellen. Immer davon beseelt, dass gegenseitige Hilfe in unserem Bezirk unabdingbar ist. Oft scheint es vielleicht nur ein Tropfen auf dem heißen Stein zu sein, aber für denjenigen, der diese Hilfe und Unterstützung erfahren darf, kann es ein ganzes Meer sein.

Deshalb muss an diesem Geburtstag vor allem auch den Mitstreiterinnen und Mitstreitern gedankt werden. Sie wollen wir heute feiern und hochleben lassen. Mit ihrer Sorge und ihrem Engagement haben sie unseren Bezirk bereichert und ein wenig Wärme in die oft raue Zeit gebracht. Wir wissen, so manche Träne musste getrocknet und viel Hilfe geleistet werden. Sie haben uns zum Lachen gebracht, mit uns diskutiert und gestritten, sie haben bunten Ideen Leben eingehaucht und mit uns Feste gefeiert.

Dafür sagen wir Ihnen Dank, gratulieren Ihnen zu diesem großartigen Haus und wünschen Ihnen alles Gute!

### *Cornelia Reinauer*

Bezirksbürgermeisterin  
Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg

### *Kerstin Bauer*

Bezirksstadträtin für Gesundheit und Soziales  
Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg



# Rückblick auf die Anfänge

## *Vorlauf und Gründung*

Vor fünfzig Jahren hat das Haus seine Türen für die Nachbarschaft wieder eröffnet. Wieder – das heißt, begonnen hatte es bereits 1949 in der Trägerschaft einer Gruppe amerikanischer Mennoniten unter dem Namen *Nachbarschaftsheim Kreuzberg e.V.* (Berlin SW 29, Urbanstraße 21). Sie hatten dort mit alliierter Genehmigung ihr Domizil gefunden, das sie aber 1953 wieder aufgeben mussten. Als das Haus Anfang der fünfziger Jahre vom Verwaltungsamt für ehemaligen Grundbesitz an das Bezirksamt Kreuzberg zurückgegeben wurde, entstanden erhebliche Mietforderungen. Die amerikanische Gemeindegruppe hat daraufhin ihre begrenzten finanziellen Mittel und personellen Möglichkeiten unmittelbar in der damals in Berlin so akuten Flüchtlingsarbeit eingesetzt.

Aber schon das knapp vierjährige Einwirken dieser ersten Trägergruppe in dem damals besonders schlecht ausgestatteten Bezirk hatte seine positiven Spuren in der Bevölkerung hinterlassen. Stark überaltert, schlechte Wohnbedingungen ohnehin, nun aber noch verstärkt durch Nachkriegsspuren der Zer-

störung, ohne Grünflächen – da wurden die „offenen Türen“ dieses großzügig angelegten Hauses mit Freude angenommen.

Die Arbeit des Heims entsprach ganz den Prinzipien des *Verbandes der deutschen Nachbarschaftsheime*. Die Mitarbeiter nahmen regen Anteil an der Zusammenarbeit der Berliner Nachbarschaftsheime. Bis hin zur letzten kommissarischen Leitung von Frau Ziemer haben sie die vielseitigen Möglichkeiten des Hauses im Interesse der Nachbarschaft genutzt, so dass die Schließung eine empfindliche Lücke hinterließ.

## *Wie sah es damals in Berlin aus?*

Nach Kriegsende wurde die Stadt von den vier Besatzungsmächten verwaltet. Die anfänglichen Versuche des alliierten Kontrollrats, zu übereinstimmenden Beschlüssen zu gelangen, scheiterten bald an dem wachsenden gegenseitigen Misstrauen. Hier die Angst vor dem Zugriff des kommunistischen Systems, dort der Hass auf den amerikanischen Monopolkapitalismus. Das Jahr 1948 wird entscheidend für die Weichen-

stellung zum Kalten Krieg. Im Januar nehmen die Verkehrsbehinderungen der Zufahrtswege nach Berlin durch die Sowjets zu, im März verlässt der sowjetische Vertreter endgültig die Sitzung des Kontrollrats.

In der Nacht zum 24. Juni werden die Wege zu Wasser und zu Lande von und nach Berlin gesperrt. Am 25. Juni landet das erste amerikanische Versorgungsflugzeug im Westteil der Stadt. Die einjährige amerikanisch-britische Luftbrücke beginnt. Betriebe müssen schließen, die Arbeitslosigkeit steigt. Parallel dazu wächst der Flüchtlingsstrom aus der sowjetischen Besatzungszone von Monat zu Monat. 74 Notaufnahmehäuser gibt es Anfang der fünfziger Jahre im Westteil der Stadt. 1956 müssen Abgeordnetenhaus und Bevölkerung das Eintreffen des millionsten Flüchtlings zur Kenntnis nehmen.

In dieser bedrängenden Lage, die wir uns heute nach mehr als fünfzig Jahren in unserer wohlstandssatten Phantasie kaum noch vorstellen können, wurde die gegenseitige Solidarität der damaligen Westberliner Bevölkerung gefordert. Viele wollten zur Entlastung beitragen. Zu diesem Zeitpunkt fasste der damalige Vorstand der *Deutschen Klassenlotterie* den Beschluss, aus seinen Überschüssen ein Heim in der

Nähe der Sektorengrenze zu eröffnen. Es sollte ein vorbildliches Heim werden mit Mittagstisch in eigener Regie, mit Bibliothek, Zeitschriften, Lese- und Teestube. Menschen aus dem Ostsektor, die im Westsektor irgendwelche Hilfsstellen aufsuchen, sollten dort die Möglichkeit zum Ausruhen erhalten und mit westlicher Kultur vertraut werden.

Zur Beratung wurden Vertreter der Landesgruppe Berlin des Verbandes deutscher Nachbarschaftsheime hinzugezogen. Es lag nahe, dass die Verhandlungspartner des Verbandes, Regierungsdirektor Dr. Erich Wohlfahrth und Irma Müller-Edom, Geschäftsführerin, in den Ende 1953 beginnenden ersten Gesprächen mit Direktor Müller von der Klassenlotterie das Haus in der Urbanstraße 21 als eventuelles Domizil im Blickfeld hatten. Dies nicht nur des Hauses wegen, dieses großzügig angelegten ehemaligen Offizierskasinos aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, sondern auch des besonders strukturierten Bezirks Kreuzberg wegen. Er galt zu dieser Zeit als hochgradig überaltert; von den 201.000 Einwohnern/innen waren 38.005 über sechzig Jahre alt und 11.995 erwerbsunfähig und geistig und körperlich gebrechlich. Viele Jüngere hatten sich längst auf den Weg

Richtung Westen als dem zukunftssträchtigeren Teil des zerschlagenen Landes gemacht. Die Verbindung zu den in der sowjetischen Zone und im Ostteil der Stadt lebenden Angehörigen wurde mehr und mehr erschwert. Diese zerrissenen Familienverhältnisse trugen zu einer schwer erträglichen Vereinsamung der älteren Bürger und Bürgerinnen bei.

Trotzdem dauerte es eine geraume Zeit, ehe insbesondere auf der Seite des Verbandes eine Entscheidung fallen konnte. Nicht das Konzept war es: Gesamtfinanzierung durch die Klassenlotterie – Durchführung und Verantwortung der Arbeit in der inzwischen erprobten Form eines Nachbarschaftsheimes, das auf der Seite einiger maßgeblicher, verantwortlicher Persönlichkeiten in den Arbeitsausschüssen der Berliner Heime auf Widerstand stieß. Sie waren von hohen sozial ethischen und zum Teil auch religiösen Impulsen geprägt. Für sie war eine Trägerschaft, die ein Glücksspielunternehmen durchführte, mit der vorrangig auf mitmenschlicher und Demokratie aufbauender Arbeit nur schwer vereinbar.

Das Ja zum „Lottoheim“ ist letztlich unter dem Druck der oben aufgezeigten wachsenden sozialen Not der Bevölkerung und der allgemein angespann-

## Das „Lottoheim“ in der Urbanstraße

Schlagzeile, 1956

ten politischen Lage zustande gekommen, aber auch aufgrund der guten Erfahrungen der Vorgängereinrichtung in diesem Bezirk.

Ein weiterer Verhandlungsschritt galt der Einigung mit der *Berliner Liedertafel e.V.*, einem traditionsreichen bekannten Männerchor, der seit 1924 Mieter im ehemaligen Offizierskasino in der Urbanstraße 21 war.

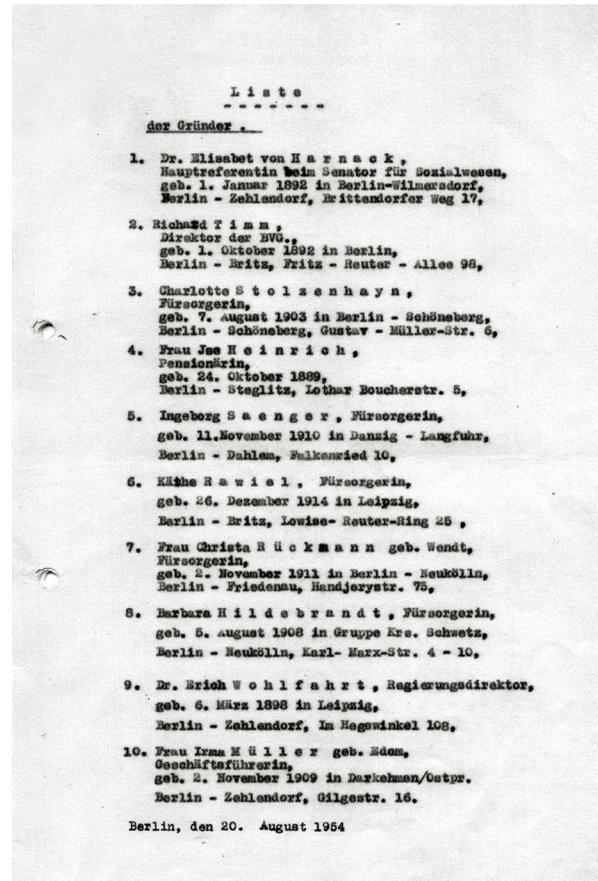
Als die Entscheidung gefallen war, folgten die notwendigen Verhandlungen und Vertragsabschlüsse sowie Renovierung des Hauses und Auswahl der Mitarbeiter/innen schnell aufeinander. Erwähnt seien hier nur der 20. August 1954, als Tag der notariellen Gründung des Vereins *Nachbarschaftsheim Urbanstraße e.V.* sowie die Übergabe des Hauses vom Verwaltungsamt für ehemaligen Grundbesitz zur Miete an die Deutsche Klassenlotterie Berlin Ende Dezember

1954, die dann die interne Einweihung des Hauses am 29. Dezember und die offizielle Eröffnung am 3. Januar 1955 zur Folge hatte.

### *Erinnerungen und Eindrücke aus den ersten fünf Jahren*

Als ich im Laufe des Jahres 1954 gefragt wurde, die Leitung des Hauses zu übernehmen, habe ich gern zugesagt in der Hoffnung, dass meine fünfjährige Erfahrung im Nachbarschaftsheim Neukölln und ein halbjähriger Aufenthalt in den USA, u. a. auch mit Hospitationen in Settlementeinrichtungen, hilfreich sein würden bei der Bewältigung der neuen größeren Aufgabe. Mit mir wechselte Anna Maria Karnseder (später verheiratete Arendt) aus Neukölln in die Urbanstraße und übernahm die Verantwortung für die Kinderarbeit.

Der erste Arbeitsausschuss war nicht aus Menschen der Nachbarschaft zusammengesetzt, sondern aus in der Berliner sozialen Arbeit erfahrenen Persönlichkeiten und Mitgliedern anderer Berliner Heime. Die Kreuzberger Tagespresse hatte das Haus bereits im Bezirk eingeführt, so dass vom ersten Tag an ein lebhafter Zustrom von Besuchern/innen einsetzte.



Die Liste der Vereinsgründer, 1954

Die Überraschung und Freude an den hellen farbenfrohen Räumen und der zweckmäßigen Einrichtung war bei Alt und Jung groß, ebenso bei den Mitarbeitern/innen.

Zunächst konzentrierten wir uns auf die Einrichtung des täglichen Mittagstisches. Es war das Haupt-

## Treffpunkt der Nachbarn

In der Urbanstraße warten schöne Räume auf alt und jung

Am Montag erwartet die Kreuzberger Bevölkerung ein Ereignis besonderer Art. Das neue Nachbarschaftsheim in der Urbanstraße öffnet, wie schon berichtet, seine Tür allen, die Kontakt mit Menschen ihrer Wohngegend suchen. Täglich, außer Sonntag, wird es von 10 bis 12 Uhr geöffnet sein. Jeder ist in den geschmackvollen Räumen willkommen.

„Wenn sich bestimmte Interessengruppen unter den Besuchern bilden, brauchen wir Vertrauensleute, die die jeweilige Gruppe vertreten“, sagte uns Ingeborg Blauert, die Leiterin des Hauses, gestern dazu. Die sympathische 33jährige

Volkswirtschaftlerin und Jugendführerin freut sich auf ihre Arbeit in dem neuen Nachbarschaftsheim.

„Auch alleinstehenden Frauen, die Freude daran haben, sich mit Kindern zu beschäftigen, benötigen wir als Helferinnen“, sagte sie. Ein festes Programm für kulturelle Unterhaltung und weitere



Ingeborg Blauert

Geselligkeit ist nicht vorgesehen. „Die Bevölkerung selbst soll die freundlichen Räume mit Atmosphäre stiften, Wünsche äußern, aber auch gegenseitige Hilfsbereitschaft mitbringen“, fügt sie hinzu.

Für musikalische Veranstaltungen wird sich die Berliner Liedertafel zur Verfügung stellen, deren Büro im Haus untergebracht ist. Schon in der nächsten Woche sollen die Pläne zur Gestaltung des großen Gartens entworfen werden, unter dessen schattigen Bäumen im Sommer viele Menschen Erholung finden können. „Eine schöne Aufgabe“, nennt Ingeborg Blauert ihre Tätigkeit, für die sie fünf Jahre lang Erfahrungen im Neuköllner Nachbarschaftsheim und während eines halbjährigen Amerika-Aufenthaltes sammeln konnte. Maria

Zeitungsartikel aus der Berliner Morgenpost vom 1. Januar 1955

## Ingeborg Blauert

Leiterin des Nachbarschaftsheims Urbanstraße von 1955 bis 1961

- 1921 in Berlin geboren
- 1949 Studium der Sozialarbeit an der Sozialen Frauenschule der evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg
- 1950 Leiterin des Nachbarschaftsheims Berlin-Neukölln in der Schierker Straße
- 1953 nebenamtliche Dozentin an der Sozialen Frauenschule
- 1955-61 Leiterin des neu eröffneten Nachbarschaftsheims Urbanstraße e.V. in Berlin-Kreuzberg
- 1960 hauptamtliche Dozentin an der EFB (Evangelische Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin)
- 1960-72 Direktorin der EFB
- 1967 Vizepräsidentin der Regionalsynode West
- 1982-87 Prorektorin der EFB

anliegen der Klassenlotterie, für das gesamte Team aber Neuland. Dank der von Anfang an engen Zusammenarbeit mit dem Sozialamt des Bezirks und dem hochgradigen Engagement unserer Wirtschaftsleiterin, Gisela Jahn, saßen Mitte Januar bereits fünf-



Beim Mittagstisch, Ende der fünfziger Jahre

zig Rentner/innen und Sozialhilfeempfänger/innen im großen Saal an weiß gedeckten Vierer-Tischen mit weißem Geschirr und nahmen staunend die schmackhaften zeit- und saisongemäßen Mahlzeiten ein. Sogar Rohkost wurde akzeptiert. An Meckerei kann ich mich nicht erinnern, nur daran, dass wir vom Haus

ohne die gut organisierte Hilfe der Sozialkommissionsvorsteher/innen den vorgesehenen achtwöchigen Wechsel nie geschafft hätten. In Gemeinschaft essen, von flinken und adretten Hauswirtschaftspraktikantinnen bedient zu werden und dazu von Zeit zu Zeit Tischmusik unserer Orchestergruppe *Harmonie* genießen – alle wollten bleiben oder wenigstens verlängern.

Aussprüche wie „seit dem Tode meiner Frau habe ich nicht mehr an einem weiß gedeckten Tisch gegessen“ und „ich fühle mich hier wohler als zu Hause“ kamen uns zu Ohren und spornten an zu möglichst rascher Steigerung der Teilnehmerzahl – bis zuletzt auf 200. Da waren wir dann froh, dass uns Eingangshalle und Garderobeneinrichtung eines ehemaligen Offizierskasinos zur Verfügung standen und uns inzwischen die ehrenamtlichen Helferinnen aus der sozialen Tagesstätte mit ihrem unermüdlichen Einsatz zur Seite standen. Durch die Umstellung vom örtlichen auf den *rollenden Mittagstisch* 1961 wurden auch die stärker behinderten und zum Teil bettlägerigen Menschen erreicht – eine notwendige Entscheidung, die durch die Kooperation und Zustimmung mit dem bezirklichen Sozialamt möglich wurde.

### Die soziale Tagesstätte

Für sie war zunächst Frau Schabram verantwortlich, später dann unsere amerikanische Mitarbeiterin, Marien Luther. Der Mittagstisch sollte keine „Abspeisung“ sein. Wer wollte, konnte schon vor der Mahlzeit ab elf Uhr, später ab zehn Uhr, ins Haus kommen und nach Beendigung der Mahlzeit seine begonnenen Gespräche zu zweit oder im kleinen Kreis fortsetzen oder auch seine Interessen in verschiedenen Nachmittagsgruppen wahrnehmen: Lesen, handarbeiten, singen, tanzen, spielen, Musik hören oder einfach nur für zwei oder drei Stunden gesellig zusammen sein. Dazu luden die Nebenräume und die große helle Veranda mit Ausblick auf den später hergerichteten Garten ein.

Wir wollten nicht nur betreuen oder organisieren, sondern Vorschläge aufgreifen, anregen, möglichst selbst durchführen lassen, nur den Rahmen und gelegentliche Hilfe zur Verfügung stellen; natürlich aber auch stets für Einzel- oder Gruppengespräche bereit sein. Für heutige Mitarbeiter in den Heimen ist das nicht der Erwähnung wert, aber für eine Generation, die aus einem nach dem Führerprinzip organisierten Gesellschaftssystem kam, war dieses Verhalten nicht

## „Tischlein deck dich“ für 1230 Berliner

Freiwillige Helfer kommen auch aus dem Ausland

Schon 1230 betagten, hilfsbedürftigen Berlinern kann jetzt täglich von Amis wegen einer billigen warmen Mahlzeit serviert werden. Dafür sorgen Senat, Hilfswerk Berlin und

die Wohlfahrtsorganisationen gemeinsam. In Alters- sowie Nachbarschaftsheimen wird betagten Bürgern unserer Stadt der Tisch gedeckt. Gebrechliche erhalten das Essen kostenlos ins Haus geliefert.



Hilfsbereites Meisje: Marijke Pool.

Im Kreuzberger Nachbarschaftsheim warten wir einen Blick auf die Speisekarte eines solchen 40-Pfennig-Mittagstisches. „Heißkräuter Schnitten und Suppe“ oder „Barnies Huhn mit Pudding“ gibt es da zum Beispiel an einem Wochentag. Eintopf wird alle acht Tage nur zweimal gereicht und dann immer mit einer Nachspeise.

Für diesen praktischen Dienst am Nächsten melden sich viele freiwillige Helfer, sogar aus dem Bundesgebiet und dem Ausland. So sind zur Zeit in Kreuzberg ein holländisches Meisje und eine amerikanische Lehrerin für die Aktion „Tischlein deck dich“ tätig. GMS

Zeitungartikel, um 1965

selbstverständlich, sondern musste allmählich erprobt werden.

Wir wollten im Heim Demokratie als Lebensform praktizieren. Wir wollten eine Atmosphäre schaffen,



Modenschau beim Sommerfest, 1955

in der sich jeder möglichst frei bewegen und entfalten konnte. Aber da, wo mehrere hundert Menschen täglich durchs Haus gehen, gab es natürlich auch Auseinandersetzungen und Spannungen. Damit umzugehen war nicht einfach. Hier waren die verantwortlichen Mitarbeiter gefragt, Erfahrungen im Umgang mit Konflikten zu sammeln und umzusetzen. Dazu dienten unsere wöchentlichen Mitarbeiterbesprechungen und die regelmäßigen Treffen mit ehrenamtlichen Helfern/innen.

Die Zielsetzung der Nachbarschaftsheime war und ist vielfältig. Damals standen im Vordergrund Überwindung der Einsamkeit, Vertrauen und Toleranz aufbauen, Hilfsbereitschaft und Verantwortung wecken, und das durch eine generationsübergreifende Arbeitsweise. Dabei sollte uns die sozialpädagogische Methode der Arbeit in kleinen Gruppen helfen. Alle pädagogischen Mitarbeiter hatten Gelegenheit, in diese methodische Arbeit eingeführt zu werden. Dafür standen uns die gruppenpädagogische Arbeitszentrale im Haus Schwalbach/Taunus unter Leitung von Dr. Magda Kelber zur Verfügung und die regelmäßigen Arbeitsgemeinschaften aller Berliner Nachbarschaftsheime der Landesgruppe Berlin in der

Verantwortung von Irma Müller-Edom. Dass wir diese Methode im Haus nicht in sklavischer Abhängigkeit praktizierten, dafür sorgte unsere Nachbarschaft. Sie lehrte uns, dass sich manches an menschlichen Beziehungen auch von selbst entwickelt oder nur geringer Anstöße bedarf.

Neben den verschiedenen Gruppenräumen in zwei Etagen für alle Abteilungen und für gelegentliche Gastgruppen wurden eine Nähstube und eine Lehrküche eingerichtet. Die Haushaltskassen und die Kleiderschränke waren noch nicht so gefüllt wie heute. Mit großem Eifer wurde deshalb die fachkundige Anleitung in beiden Einrichtungen genutzt. An den Kochkursen nahmen auch Männer teil; am eifrigsten aber waren die acht- bis vierzehnjährigen Kinder. In der Nähstube wurde Kleidung repariert und Neues geschaffen, das dann gelegentlich bei Festen oder offenen Abenden stolz auf dem Laufsteg vorgeführt wurde. Eine Frauengruppe hat jahrelang für Albert Schweitzers Hospital in Lambarene gespendete Kleidung aufgearbeitet und zusammen mit Verbandsmaterial geschickt. Die Freude über die Dankesbriefe lohnte den Einsatz.

## *Dr. Elisabeth von Harnack*

Mitgründerin des Nachbarschaftsheims Urbanstraße e.V.

In der Weimarer Zeit war sie ehrenamtliche Mitarbeiterin der *Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost (SAG)*. 1932 taucht ihr Name auf der Teilnehmerliste der Internationalen Nachbarschaftsheim-Konferenz in Berlin auf. Von allen damaligen Konferenzteilnehmern/innen war sie die einzige, die auch an der Konferenz von 1956 teilnahm, die im Nachbarschaftsheim Urbanstraße stattfand. Elisabeth von Harnack war zeitweise Vorsitzende dieses Nachbarschaftsheims, nachdem sie zuvor Mitbegründerin der Nachbarschaftsheime in Kreuzberg, Neukölln und Schöneberg gewesen war.

Sie war die Tochter von Alfred von Harnack, einem bekannten Theologen und Wissenschaftler, der als geistlicher Lehrer von Walter Classen (Gründer des *Volksheims* in Hamburg) und als väterlicher Freund und Gönner von Friedrich Siegmund-Schultze (Gründer der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost) gilt.

Arvid Harnack von der Widerstandsgruppe Harnack/Schulze-Boysen, auch als „Rote Kapelle“ bekannt, war ihr Vetter. Ihr Bruder Erich gehörte als von den Nazis aus dem Staatsdienst entfernter Jurist dem sozialdemokratischen Widerstand an und wurde verhaftet und hingerichtet.

Die Familie von Harnack war mit Albert Schweitzer befreundet, und Elisabeth von Harnack initiierte im Nachbarschaftsheim Urbanstraße die jährlichen Kleidersammlungen für dessen Urwaldhospital in Lambarene.

Das Zusammensein in Gruppen hatte sein Gewicht in unserem Arbeitskonzept, aber es war auch klar, dass der Alltag, insbesondere der älteren Nachbarschaft, sich nicht nur zwischen eigener Häuslichkeit und Gruppenraum abspielen konnte. Die vierzehntägigen offenen Abende mit verschiedenen kulturellen Angeboten wie Musik, Vorträgen, Theaterspiel, u. a. gegenseitige Besuche in anderen Berliner Nachbarschaftsheimen, Ausflüge, Dampferfahrten, später auch zweiwöchige Reisen in reizvolle Gegenden der Bundesrepublik, brachten neue, zum Teil noch nie erlebte Eindrücke und gemeinsame Erlebnisse.

Die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten einen großen Nachholbedarf am geselligen Feste feiern und an fröhlicher Ausgelassenheit hinterlassen. Es wurde gefeiert zu allen Jahreszeiten, in allen Abteilungen oder auch gemeinsam. Die Räume ließen sich wunderschön schmücken und luden zum Tanz, zum Musizieren, zum Theater spielen ein. Getanzt wurde mit Leidenschaft quer durch die Generationen. Die Älteren tanzten nach den Rhythmen der haus-eigenen Orchestergruppe *Harmonie Rheinländer*, Polka und Walzer. Den Jüngeren spielte ihre eigene

Hauskapelle heiße Rhythmen für den so beliebten „Rock’n Roll“. Tempo und Bewegungen waren atemberaubend! Lolly Baily, unsere amerikanische Praktikantin, staunte: „So akrobatisch können Amerikaner den Rock’n Roll nicht tanzen“. Ich schlich währenddessen durch die Räume und zitterte um die kostbaren Deckenbeleuchtungen und den gediegenen Majolika-Kamin. Aber die Jungen tanzten ihren „Rock“ so versiert – es passierte nichts!

Die Alten (damals durfte man das noch sagen!) wurden wieder jung. Man ist ja schließlich „noch keine alte Frau“ meinte eine 77-Jährige. Und ein älterer Nachbar: „Seit 1945 war ich nicht mehr in einem Kreis von Menschen so fröhlich zusammen wie hier im Nachbarschaftsheim.“ Wir erlebten es unmittelbar und fast täglich, was später in der Gerontologie so formuliert wurde: Wesentlich im Alter ist nicht, Lebensjahre hinzuzugewinnen, sondern die verbleibende Zeitspanne mit Leben zu füllen. Dazu gehörte auch die kontinuierliche Bereitschaft mancher rüstiger älterer Besucher und Besucherinnen, mit ihren Hilfeleistungen zum Gelingen des täglichen Ablaufs beizutragen. Pflichten und Verantwortung gaben ihrem Leben wieder einen Sinn.



Unvergessen ist mir das Miteinander von Alten und Jungen und den Versehrtengruppen der *Fürst-Donnersmarck-Stiftung* auf den gemeinsamen Festen. Die jungen und rüstigen Älteren bewegten sich mit den Rollstuhlfahrern oder Gehbehinderten im Rhythmus der Musik. Diese Gruppen nutzten das Haus unter Leitung von Ehepaar Neukirchen regelmäßig, bis sie ein eigenes Heim in Zehlendorf fanden.

Bei den großen gemeinsamen Veranstaltungen waren alle Mitarbeiter beteiligt, nicht weil es „von oben“ gefordert wurde, sondern weil es Freude machte. Jeder gab sein Bestes. Das galt auch für die



Der gefüllte große Saal und Tanzvorführung beim Sommerfest, 1955

*Offene Tür* am Heiligabend für Alleinstehende der Nachbarschaft. Bewirtung und Programm lagen in der Verantwortung derer, die selbst zu Hause keine Kinderfamilie hatten. Da kam die erwachsene Tochter unserer Sekretärin Frau Wollschläger, sang mit ihrer hübschen Stimme Weihnachtslieder und begleitete am Flügel das gemeinsame Singen. Die Mutter einer Mitarbeiterin deckte die Tafel und wusch am späten Abend das Geschirr. Erst kurz vor Mitternacht erstrahlte dann der Weihnachtsbaum in den eigenen vier Wänden.

Inhalt und Profil der einzelnen Abteilungen ergaben sich – abgesehen von der gemeinsamen Zielsetzung des Nachbarschaftsheimes – aus der Wechselwirkung zwischen den Bedürfnissen und Anregungen der Nachbarschaft und den Begabungen und Möglichkeiten der verantwortlichen Mitarbeiter.

#### *Die Jugendabteilung*

Alfred Brauer brachte Vorerfahrungen aus einem Zehlendorfer Jugendclub mit und übernahm die neue Aufgabe als Verantwortlicher der Jugendabteilung in reiferem Alter. Bald gewann er das Vertrauen der zum Teil gefährdeten Jugendlichen der Nachbarschaft. Sie

kamen dann auch allabendlich in großer Zahl in die *Offene Tür*. Mancher nutzte die Möglichkeit zu einem Einzelgespräch. Sie besuchten die Gruppen, verantwortet von ehrenamtlichen Helfern/innen und fachkundigen Honorarkräften und tanzten mit Begeisterung in den Sonntag. Nur an den Tanzabenden hielt sich der Anteil der Mädchen mit den Jungen die Waage.

Erwähnt werden muss hier die von der schauspielerisch begabten Lilly von Wülfig und hochgradig engagierten Jugendlichen aufgebaute Kabarettgruppe *Die Kreuzweisen*. Sie blieben über mehrere Jahre zusammen und erarbeiteten realistische, gegenwartsbezogene kritische Texte wie z. B. zur Generationenfrage. Aufführungen gab es vor vielen interessierten Zuhörern/innen in und außerhalb des Heimes. Mancher Erwachsene kam nach einer solchen Aufführung zum Nachdenken.

#### *Die Kinderabteilung*

Den Kindern der Nachbarschaft standen von 9–18 Uhr die Räume der oberen Etage zur Verfügung. Die Spielkreise der Vorschulkinder waren vorrangig gedacht für Einzelkinder, für Kinder nicht berufstätiger Mütter und Kinder aus sozial schwachen Familien. Erstere

hatten in den vollbelegten Kindertagesstätten des Bezirkes und der freien Verbände keine Chance; letztere kamen in den kleinen überschaubaren Gruppen eher zu ihrem Recht. Anna-Maria Arendt pflegte deshalb von Anfang an den Kontakt zu den Fürsorgerinnen des Bezirkes, die ihrerseits froh waren, auf diese Weise für manche ihrer Familien eine ergänzende, individuelle Hilfe zu bekommen. Wichtig war ihr auch die regelmäßige Verbindung zu den Eltern. Ihnen sollte die Verantwortung für die Kinder nicht aus den Händen genommen werden. Die Angebote des Nachbarschaftsheims sollten eine Ergänzung, Erweiterung und Bereicherung im Erziehungsprozess sein.

Die gemeinsamen Veranstaltungen wie Sing- oder Puppenspielnachmittage, Faschings- oder Sommerfest und Ausflüge wurden in kleinen Kreisen vorbereitet, in die jede Gruppe ihre Vertreter wählte. Auch die Eltern, insbesondere die Mütter, wurden mit in die Verantwortung einbezogen. Sie hatten außerdem die Möglichkeit, an Ausspracheabenden teilzunehmen, sich eventuell einer Elterngruppe anzuschließen oder später auch an Sonntagen mit ihrer ganzen Familie Haus und Garten zu nutzen.



Faschingsfest, 1958

### Die Gäste

Obwohl in den ersten fünf Jahren im Nachbarschaftsheim Urbanstraße vielleicht mancher Tagesablauf dem anderen glich, gab es keinen Stillstand, keine Routine. Immer wieder wurde beobachtet, gefragt, besprochen: Was lässt sich vermeiden, was verbessern? Das Geschehen im Haus blieb lebendig.

Erstaunlich war die Zahl der interessierten Besucher, einzeln oder in Gruppen, aus dem In- und Ausland. Sie wollten das Haus und seine Arbeit kennenlernen und etwas über die Arbeit der Nachbarschaftsheimen in Deutschland hören. Zahlreiche Ausbildungsstätten für soziale und pädagogische Berufe gehörten dazu. Das gab uns Hoffnung, dass diese Aufgabe, von der wir doch selbst so überzeugt waren, bekannter werden und sich ausbreiten könnte. Deshalb wurde uns diese Tätigkeit im Haus auch nie zu viel.

### Auslandskontakte

Nur wenige Besucher des Hauses hatten damals schon wieder Verbindungen zum Ausland. Jede Praktikantin, jede Mitarbeiterin, ob aus Holland, Finnland oder den USA, wurde deshalb freudig begrüßt und musste in allen Gruppen von Land und Leuten berichten.

Wie viel größer war das Ereignis, als im Sommer 1956 zweihundert Gäste aus vierzehn verschiedenen Ländern zur siebenten Konferenz der *International Federation of Settlements* (Internationale Vereinigung der Nachbarschaftsheimen) anreisten. Sie fand vom 30. Juli bis 2. August in den Räumen des Nachbarschaftsheim Urbanstraße statt. Dort traf man sich für die Arbeit in Gruppen, für die Mahlzeiten und für Geselligkeit, während die Vorträge zum Konferenzthema „Fortschritt in der Entwicklung des Zusammenlebens der Menschen in Bezirken und Gemeinden“ in der Amerika-Gedenkbibliothek und in der Freien Universität stattfanden. Referenten zum Thema waren Signor Olivetti, Mailand, der aus seiner praktischen Erfahrung in den werkseigenen Siedlungsanlagen berichtete, und Professor René König, Köln, der über seine wissenschaftliche Forschung zum Thema „Selbstanalyse der Gemeinde“ sprach.

Heute, da jedem, ob Kind oder altem Menschen, die Welt offen steht, ist wohl kaum nachzuempfinden, was diese Begegnungen damals für die deutschen Teilnehmer bedeuteten. Nach der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges hatten wir nicht mehr viele Freunde in der Welt. Nachdem uns

aber bereits 1952 in Amsterdam auf der vorangegangenen internationalen Konferenz die Holländer mit versöhnlicher Geste ihre Hand gereicht hatten, trug auch jetzt wieder die verbindende Idee der Settlement-Bewegung zu wahrhaft freundschaftlichen menschlichen Begegnungen bei, die für beide Seiten ein eindrucksvolles Erlebnis waren. Die meisten ausländischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren zum ersten Mal nach 1945 wieder in Deutschland und Berlin. Für sie war auch der Aufenthalt in dieser Stadt eine neue und besondere Erfahrung. „Man fühlt sich wie eine andere Person nach so einem begeisternden und stimulierenden Trip“ hieß es (frei übersetzt) in einem Dankesbrief aus den USA.

Fachlich ging von dieser Konferenz für die deutschen Nachbarschaftsheime ein entscheidender Im-

puls aus. Durch die vorangegangenen regelmäßigen Kontakte mit den niederländischen Vertretern der Settlements und ebenso durch Hospitationen in den USA war der Gedanke einer weiterreichenden Vernetzung mit der Nachbarschaft, mit den verschiedenen Vereinigungen und Gruppierungen, mit Behörden und Institutionen zur Mobilisierung von Hilfsquellen und Lebensqualität nicht mehr neu, aber die Umsetzung, das methodische Handwerk, fehlten noch. Von da an wuchsen die kritische Sicht auf die eigene Arbeit und die Auseinandersetzung mit dem neuen Ansatz. Das ging nicht von heute auf morgen; Fortbildung der Mitarbeiter war notwendig und Offenheit für das Neue.

*Ingeborg Blauert*

## Grußwort

Die Geschichte des Nachbarschaftshauses Urbanstraße ist in vielfältiger Weise mit unserem Verband verknüpft. An seiner Gründung waren Menschen aktiv beteiligt, die in der Zeit der Weimarer Republik mit Friedrich Siegmund-Schultze in der *Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost* zusammengearbeitet hatten, die Mitglied unseres Vorläuferverbandes, des *Verbandes Deutscher Nachbarschaftssiedlungen* gewesen war.

1969 hat sich das *Nachbarschaftsheim Urbanstraße* aus unserem Verband zurückgezogen, weil es mit dessen (neuem) Kurs nicht einverstanden war, der sich u. a. in der Umbenennung zu *Verband für sozial-kulturelle Arbeit* manifestierte. Es war der neue Leiter des Hauses Wolfgang Hahn, der 1984 das Nachbarschaftsheim wieder in unseren Verband zurückbrachte und sich in der Folgezeit auch persönlich stark für den Verband, insbesondere als langjähriges ehrenamtliches Vorstandsmitglied, engagierte.

Unser Verband weiß es zu schätzen, dass dieses Nachbarschaftshaus sich immer wieder in beispielhafter Weise nicht nur um seine „eigenen Angelegen-

heiten“ gekümmert hat, sondern die Entwicklung der Nachbarschaftsbewegung insgesamt im Auge hatte:

- Es hat neuen Initiativen dabei geholfen, Nachbarschaftshäuser ins Leben zu rufen.
- Es hat in Krisen geratene Einrichtungen im Stadtteil „unter die Fittiche genommen“.
- Es hat nach der „Wende“ selbstlos mit Rat und Tat den Aufbau neuer Nachbarschaftshäuser im Ostteil der Stadt und im Land Brandenburg unterstützt.

Das Nachbarschaftshaus Urbanstraße zeichnet sich auch dadurch aus, dass es sich mit Leib und Seele der anstrengenden Tugend der Kooperation verschrieben hat. Es gibt kaum eine neue Aktivität oder Innovation des Nachbarschaftshauses, an der nicht andere Partner aus dem Stadtteil als verantwortliche Mitwirkende beteiligt sind. Das Nachbarschaftshaus nutzt seine relative Stärke nicht dazu, Pluspunkte im Konkurrenzkampf mit anderen Stadtteilakteuren zu sammeln, sondern setzt sie dafür ein, tragfähige Netzwerke aufzubauen, neue Impulse zu setzen und Kräfte zu bündeln. Das gilt für den Aufbau des *Tauschringes* und der *Freiwilligenagentur* ebenso wie für die Mitwirkung beim *Micropolis-Projekt* und bei der *KiezAktivKasse*, das gilt für die soliden Kooperationsbeziehungen mit

der bezirklichen Selbsthilfekontaktstelle im Rahmen des Stadtteilzentrumsverbundes ebenso wie für die Kooperation mit dem Schulbereich durch den Schülerclub *Break*.

Wir wünschen dem Nachbarschaftshaus Urbanstraße alles Gute für seine weitere Arbeit, bei der es sich, auf gute Tradition gestützt, weiterhin mutig neuen

Herausforderungen stellen und für unseren Verband ein wertvolles Mitglied, ein wichtiger Partner und ein ermutigendes Beispiel sein und bleiben wird.

***Monika Schneider***

Vorsitzende des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V.

Schon immer wurde gern gefeiert, es gab Faschings- und Sommerfeste sowie den Herbstball: „Fasching wurde besonders groß gefeiert. Bis Ende der sechziger Jahre sogar an drei Tagen hintereinander, getrennt nach den Bereichen Jugend, Kinder und Senioren. Die Jugend dekorierte samstags und feierte dann anschließend. Sonntag waren die Alten dran und Montag die Kinder. Die Mitarbeiter mussten an allen drei Faschingsveranstaltungen anwesend sein und auch alles vorbereiten. Beim Ausschmücken war ich jedes Mal dabei. Wir konnten erst Sonnabendfrüh anfangen. Ich hab mein Kostüm und alles mitgebracht und wir haben dann durchgefeiert bis in die Nacht. Wir hatten sehr phantasievolle Dekorationen, an eine erinnere ich mich noch besonders: Wir hatten immer die Fenster, die zur Veranda gehen, mit irgendwelchen Reklameschriften beklebt. Einmal hatten wir an einem Fenster eine Frau, die nackt hinter einem Handtuch stand, das war eine Sunil-Reklame oder so was und da sind alle Leute, die das gesehen haben, sofort in die Veranda!“ (Hansjörg Gebhard)



Tanz beim Faschingsfest, um 1960

# Notizen aus der Zwischenzeit

Zwanzig Jahre auf nur zehn Seiten. Viele werden sagen: Das ist doch viel zu knapp. Richtig, finden wir auch, aber unsere finanzielle Potenz reichte nicht für ein dickeres Buch. Also keine weitere lange Vorrede, sondern lest und seht was geschah:

1962

Im Juni übernimmt Irmgard Schütze die Leitung des Nachbarschaftsheims Urbanstraße (NHU). Für die Mitarbeiter wird der freie Sonnabend eingeführt. Erstmals erscheint die Heimzeitung *Der Nachbar*, die von einer Pressegruppe herausgegeben wird. Sie besteht anfangs nur aus Jugendlichen, später auch aus Senioren. Das NHU wird Mitglied im *Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband*.

1963

Ein unspektakuläres aber mit viel Programm angefülltes Jahr, darunter: Faschingsfest, große Dampferfahrt, Sommerfest, Tanzabende der Jugendabteilung mit Beatband und Alten-Tanzabend mit der Kapelle *Werner Kothé*.



Das Orchester des NHU mit Werner Kothé am Flügel, um 1960

Über das Sommerfest im Jahr 1965 schrieb ein teilnehmender Grundschüler den folgenden Erlebnisbericht:

*„Beim Sommerfest Oban Str. 21 waren etwa 100 von Kindern da. Erst bekamen wir Kuchen und Saft. Und dann wurde vorgeführt. Es war auch vieles lustiges. Pfirsichschnappen und Lachhüpfen und andre lustige dinge. Es wurden kleine und Große Bälle verlost. Drei Bälle wurden beim Pfirsichschnappen verlost und den größten beim Räzelraten. Und ein Esel gab es auch zu sehen der streute Bonbon umher und die Kinder rissen sich danach. (...) Bei den Buden konnte man vieles gewinnen. Dann gingen wir zum Kaspertheater und sahen was hübsches. Danach haben wir Luftbalongs und Fackeln bekommen. Dann ferabschiedeten wir uns und gingen fröhlich nach Haus.“*

Karin und Hansjörg Gebhard, von Beginn an im NHU aktiv, erinnern sich an die Zeit der Halbstarke in den sechziger Jahren: „Eine Band hieß *Heartbreakers*, das war die Hausband, ja die waren gut gewesen. Manchmal musste man ihnen allerdings die Sicherungen rausschrauben, sonst wären die nicht gegangen. Es hat ihnen unendlich viel Spaß gemacht, Krach zu machen. Weil Leute sich beschwert hatten, dass es ihnen zu laut war, haben wir dann einmal versucht, sie unten in einen Keller zu verfrachten. Das funktionierte aber nicht. Der wurde nämlich gesperrt, weil die Treppe nicht sicher war und der Raum auch zu niedrig. Die Bands wechselten dann, es gab noch mindestens drei oder vier. Später, als Hansjürgen Huth Jugendleiter war, haben wir sogar Wettbewerbe durchgeführt hier unten im Saal mit den Musikgruppen die hier im Haus waren.“

1964

Eine „Gartengruppe“ bildet sich, die mit Blumenzwiebeln, Samen und Pflanzen das Außengelände des Nachbarschaftsheims verschönt. Eine Squaredancegruppe mit amerikanischen Soldaten tritt vor Jung und Alt auf.

1965

Im Februar wird im kleinen Rahmen das zehnjährige Bestehen des Vereins gefeiert, der jetzt 25 Mitglieder hat. Hans-Joachim Malwitz folgt Frau Schütze als Heimleiter.

1966

Im Vergleich zum Vorjahr verdoppeln sich die Besucherzahlen, vor allem bei der Offenen Tür. Nachdem die Hausband *The Heartbreakers* das Heim verlassen hat, findet ein häufiger Wechsel von Beatgruppen statt, bis sich erneut eine Band namens *The Outsiders* fest etabliert.

1967

Annemarie Sennholz wird Heimleiterin. Es beginnen Diskussionen über das Selbstverständnis und die

Arbeitsweise des Hauses in Differenz zum *Verband Deutscher Nachbarschaftsheime*.

1968

Die *Deutsche Klassenlotterie* nimmt erste Finanzkürzungen vor, die zu Einsparungen im NHU führen. Erstmals werden sehr erfolgreich Ferienspielaktionen für Kinder in Haus und Garten angeboten. Jugendliche werden bei der Bewältigung häuslicher Probleme unterstützt, wobei lebhaft Kontakte zu Lehrern, Lehrmeistern und dem Jugendamt entstehen.

1969

Die Deutsche Klassenlotterie stellt die Regelfinanzierung ein, so dass mit der Senatsverwaltung für Arbeit und Soziales über eine notwendige Folgefinanzierung verhandelt werden muss. Zunehmende Differenzen mit dem Verband der Nachbarschaftsheime führen zum einstimmig beschlossenen Austritt. Über das *Hilfswerk Berlin* und das Bezirksamt Kreuzberg wird das zusätzliche Angebot von Diabetikerkost für den Mittagstisch finanziert. Gleichzeitig treten erste Probleme mit Haschischgenuss unter Jugendlichen auf.



Faschingsvorbereitung, um 1970

Erdmuth Müller war ab 1961 erste Leiterin der Seniorenabteilung. Sie erinnert sich: „Die Musikschule in der Wilmsstraße bekam einmal pro Woche den Saal kostenlos, dafür mussten sie dann manchmal für uns singen oder ein Konzert geben. So arbeiteten wir zusammen. Die Altenabteilung bekam die größten Spenden. Ein Fleischer z. B. spendete zu jeder Feier Geld. Meine Aufgabe war es, die alten Menschen zu betätigen, nicht zu *beschäftigen*, denn das ist nur Unterhaltung, ist nur so zu tun als ob. Richtige Arbeit leisten, das ist etwas anderes: am Hallentisch, in der Garderobe oder in der Bibliothek arbeiten, kassieren oder Platz anweisen. Eine Besucherin nannten wir *Spülmwürmchen*, die boxte jeden raus, der ihr das nehmen wollte! Jeden Tag waren fünf ehrenamtliche Helfer im Dienst. Ihre Vergütung war ein *Belobigungessen*.“ Frau Müller war für ihr loses Mundwerk bekannt. Kostprobe: Als ein Stadtrat auf einer Weihnachtsfeier im NHU eine Rede halten wollte, gab sie ihm unverhohlen zu verstehen, dass ihr dies nicht passte. Sie sagte ihm: „Herr Stadtrat, wir feiern heute Christi Geburt und nicht Stadtrat-Empfängnis.“

Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre änderte sich die altersmäßige Trennung der NHU-Besucher zu bestimmten Tageszeiten: „Das strenge Reglement löste sich langsam auf und damit hat sich auch die Arbeit geändert. In den Anfangsjahren gab es festgelegte Räume und Gruppen, das verschwand jetzt langsam, überschneit sich dann. Die Jugendlichen kamen schon um vier und haben in der Halle gegessen. Das gab natürlich auch Auseinandersetzung mit den alten Leuten. Die haben sich gestört gefühlt, weil die Jugendlichen ein bisschen lauter waren. Da kann ich mich erinnern, dass der Jugendleiter doch einigen Kummer hatte und ständig eingreifen musste. Und so veränderte sich das allmählich, heute regt sich keiner mehr darüber auf.“ (Hansjörg Gebhard)

1970

Es verstärkt sich das Interesse der Mitarbeiter des Hauses an einer stärkeren Einbeziehung in die Programmgestaltung durch den Verein. Es wird ein „Frühlingsfest“ anlässlich des fünfzehnjährigen NHU-Bestehens gefeiert. Einen Schwerpunkt der Jugendarbeit bildet anhaltend die Drogenproblematik. Aus Besuchern der Offenen Tür bildet sich ein Jugendteam, das zunehmend qualifiziert mitbestimmt.

1971

Die Senatsverwaltung für Arbeit und Soziales übernimmt offiziell die institutionelle Förderung des NHU. Das Angebot des fahrbaren Mittagstischs kann durch den Einsatz auswärtiger Kräfte auf Samstag und Sonntag erweitert werden. Im Juli wird das zehnjährige Bestehen der *Rollenden Speisung* gefeiert, die zu diesem Zeitpunkt täglich 150 Portionen umfasst.

1972

Die Mitgliederzahl des Vereins ist auf 47 angewachsen und die Forderung nach Öffnung von Vorstand und Arbeitsausschuss den NHU-Mitarbeitern gegenüber verstärkt sich. Die Abteilung Sozialwesen des

Bezirksamts Kreuzberg übernimmt an Stelle des Hilfswerks Berlin die Finanzierung der Mittagstische.

1973

Ein Schwelbrand zerstört im Januar das Kaminzimmer und verrußt das gesamte Erdgeschoss. Umfangreiche Renovierungsarbeiten beeinträchtigen den Besucherstrom der Jugend- und Altenabteilung. In das Programm der Seniorenarbeit werden Keramikarbeiten und Gymnastik neu aufgenommen.

1974

Eine Bürgerinitiative junger Eltern aus der Fontanepromenade wird in der Neugestaltung des dortigen Kinderspielplatzes unterstützt. In der Jugendarbeit entwickelt sich ein neuer Schwerpunkt im Angebot regelmäßiger Tanzveranstaltungen: Der Saal wird zur Großdisco und beliebter Jugendtreffpunkt.

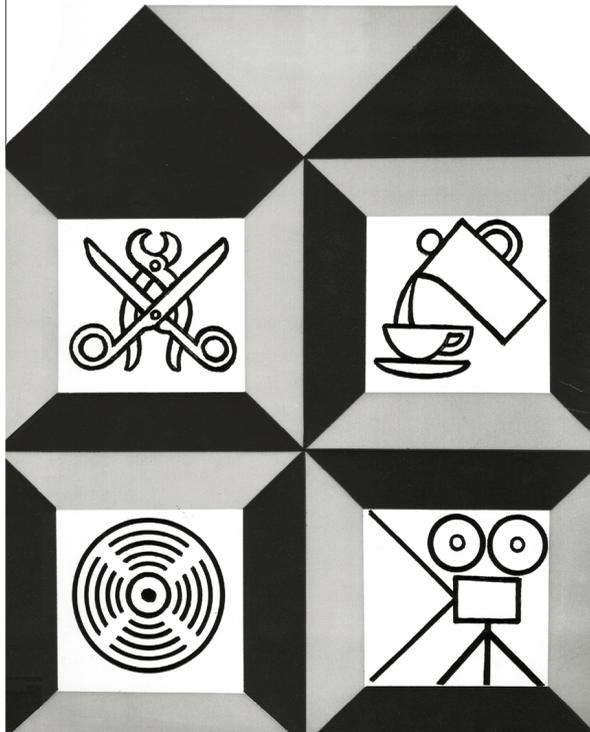
1975

Erste Diskussionen über die Trennung von Wirtschaftsbetrieb und sozialpädagogischem Programm werfen ein Licht auf die Zukunft: Der Wirtschaftsbetrieb soll künftig kostendeckend arbeiten, was den Bestand der



Die „freiwillige HelferIn“ Käthe Opitz am Hallentisch, um 1980

**Nachbarschaftsheim  
Urbanstraße e.V.  
Jahresbericht 1976**



Titelseite des Vereins-Jahresberichts 1976

Einrichtung gefährden kann. Erstmals organisiert die Kinderabteilung eine dreiwöchige Stadtranderholung in Heiligensee. In der Jugendarbeit zeichnet sich als neuer Schwerpunkt die Arbeit mit jungen Türken ab, die das NHU in zunehmender Zahl besuchen.

1976

Der Senator für Arbeit und Soziales finanziert künftig nur noch die pädagogische Arbeit. Der Wirtschaftsbetrieb mit seinen stationären und fahrbaren Mittagstischen muss sich selbst bzw. mit Hilfe von Essensgeld-Zuschüssen des Sozialamts über Wasser halten. Nach dem Abriss der Reste des alten Kasernengebäudes wird in enger Zusammenarbeit mit dem Gartenbauamt das Gartengelände neu gestaltet. Neuerdings findet regelmäßig auch eine Seniorendiscothek statt.

1977

Durch Sperrfristen bei der Wiederbesetzung offener Stellen musste die Jugendabteilung geschlossen werden, was eine einschneidende Maßnahme war. Die Folge war u. a., dass sich zahlreiche Jugendliche am Seniorenprogramm beteiligten. Neu erscheint die Kinderzeitschrift *Rübentopf*.



Tanz im großen Saal, um 1980



Walli Mille als „Djane“ der Seniorendisothek, um 1980



Jugendliche beim Tischfußball, um 1980

1978

Im Seniorenbereich werden Telefonketten und Einkaufshilfen angeboten. Die Nähstube erfreut sich ungebrochener Beliebtheit, kann aber wegen Personalmangels und Raumnot nicht erweitert werden. Eltern entscheiden sich, ihre Kinder nicht zur Vorschule zu schicken, sondern in den NHU-Spielkreisen zu belassen. Die Jugendarbeit kann wieder neu begonnen werden. Der Anteil türkischer Jugendlicher steigt und beginnt sich prägend auszuwirken.

1979

Wolfgang Hahn wird neuer Geschäftsführer des NHU. Der Verein hat mittlerweile 67 Mitglieder. Im Seniorenbereich werden die Aufgaben mit ehrenamtlichen Helfern neu geordnet. Die Jugendlichen erhalten einen eigenen Raum, den sie sich selbst einrichten. Unter reger Anteilnahme von Eltern wird der Spielplatz auf dem NHU-Gelände neu gestaltet. Monatlich werden jetzt Speisepläne für die tägliche Mahlzeitenproduktion von 500 Essen ausgegeben.



Elvire Kronberg, um 1980

1980

Das 25-jährige Jubiläum wird Ende Mai mit einem öffentlichen Empfang und einem großen Gartenfest gefeiert. Grußworte überbrachten u. a. der Berliner Senator für Arbeit und Soziales Olaf Sund und der Kreuzberger Bezirksbürgermeister Rudi Pietschker. Geehrt wurden Frau Anny Schucht für ihre ehrenamtliche Tätigkeit in der Altenarbeit und Hansjörg Gebhard, ehrenamtlich in der Jugendarbeit aktiv, beide seit 25 Jahren Mitglied im Verein.

*Lothar Uebel*

Am Muttertag, den 11. Mai 1980 schrieb Elvire Kronberg – von allen, die sie gut kannten, „Krönchen“ genannt – folgenden Brief:

„Mein geliebtes Nachbarschaftsheim!

Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich noch ganz munter und puppenlustig. Beachte kaum die *Wehwehchen*, die das Alter meines Jahres so mit sich bringt. Denn das hilft ja alles nichts – einmal muß der Tag des Großen Abschiedes kommen und daher möchte ich schon heute allen meinen Lieben, mit denen ich gemeinsam die vielen Jahre im Nachbarschaftsheim verbracht habe, von ganzem Herzen meinen Dank aussprechen. Ohne Eure Liebe und Herzlichkeit wäre das Nachbarschaftsheim mir nicht das gewesen, was es mir bis jetzt ist – mein zweites *Zuhause*. Auch gab und gibt es mir die Gewißheit und Zufriedenheit, nicht unnützlich die Zeit mit *Nichtstun* verbracht zu haben, sondern ich durfte (...) teilnehmen und mithelfen, wo Not am Mann war. Das tat ich mit so viel Freude und Lust. Diese Aufgaben und Pflichten im Heim halfen mir über so manche hohe Hürde, die das Schicksal einem auf den Lebensweg stellt, hinüberzukommen.

Dafür möchte ich mich erkenntlich erweisen, indem ich Euch bitte, mit dem *Scheinchen* ein zünftiges Kaffeetrinken mit Kuchen (aber bitte „mit Sahne“) im netten, gemütlichen Eckzimmer, wo wir so oft frohe und besinnliche Stunden verbracht haben, zu veranstalten und kurz und schmerzlos meiner zu gedenken.“ Frau Kronberg verstarb 1985 im Alter von 89 Jahren und ihrem Wunsch wurde gern entsprochen.

## Grußwort

Der Paritätische Wohlfahrtsverband Berlin gratuliert dem Nachbarschaftshaus Urbanstraße herzlich. Zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum dankt der Verband der Geschäftsführung, den ehrenamtlichen und den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die seit über vierzig Jahren bestehende enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Das Nachbarschaftshaus Urbanstraße hat sich in dem halben Jahrhundert seines Bestehens zu einer angesehenen und unverzichtbaren Einrichtung im Bezirk Kreuzberg entwickelt und der Gemeinwesenarbeit ein klares unverwechselbares Profil gegeben.

Als am 1. Dezember 1962 die Mitgliedschaft des Nachbarschaftsheim, wie es damals noch hieß, im Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin vom Vorstand beschlossen wurde – das Nachbarschaftsheim wurde das 62. Mitglied im Paritätischen –, begann eine stetige Zusammenarbeit, die sich auf eine ständig wachsende Aufgabenvielfalt des Nachbarschaftshauses Urbanstraße unterstützend auswirkte. Gemeinsam wurden sozialpolitische Entwicklungen in Berlin kritisch begleitet, neue Projekte entwickelt und gestaltet.

Ein besonders wichtiger Aspekt der Nachbarschaftsarbeit war und ist die Aktivierung von Bürgerinnen und Bürgern zu freiwilligem und bürgerschaftlichem Engagement. Aus diesem Engagement hervorgegangene Projekte wie der *Kreuzberger Tauschring* oder das *Erzähl-Café* sind über die Grenzen Kreuzbergs hinaus bekannt geworden. Mit dem Patenschaftsprojekt *Big friends for Youngsters* (biffy) wurde ein zukunftsweisendes Modell für Berlin entwickelt, indem junge Menschen und ihre Familien direkt bei der Bewältigung alltäglicher Probleme unterstützt werden. Diese Art des individuellen und direkten sozialen Engagements kann klare positive Ergebnisse vorweisen und wird in den nächsten Jahren noch wichtiger werden.

Das Nachbarschaftshaus leistet mit all seinen Angeboten einen grundlegenden und wesentlichen Beitrag zum guten Zusammenleben und zur Integration von Menschen unterschiedlicher Generationen, Kulturen und Bevölkerungsschichten. Mit seinen Angeboten und Projekten wirkt es dort, wo z. B. Familien mit Migrationshintergrund zu Hause sind: im Wohnumfeld, in der Kita, in der Schule.

Der Paritätische Wohlfahrtsverband möchte anlässlich des Jubiläums die Gestaltungskraft des Nach-

barschaftshauses in besonderer Weise würdigen: Seit seiner Gründung war das Nachbarschaftshaus mit seiner Arbeit „Trendsetter“ in der Gemeinwesenarbeit und zählt zu den Pionieren der Vernetzung sozialer Angebote und Einrichtungen. In enger und kontinuierlicher Kooperation mit vielen Partnerinnen und Partnern im Bezirk setzt sich das Nachbarschaftshaus für die positive Gestaltung eines lebendigen Gemeinwesens ein.

Mit dem Treuhandvertrag für die Stadtteilzentren hat sich die Zusammenarbeit des Nachbarschaftshauses Urbanstraße und des Paritätischen weiter vertieft. Der Paritätische wird auch in Zukunft das Nachbarschaftshaus Urbanstraße nach Kräften unterstützen und den gemeinsamen Weg fortsetzen.

Das Nachbarschaftshaus Urbanstraße plant, das Jubiläumsjahr 2005 mit verschiedenen Fachtagungen und Fachgesprächen zu verbinden. Hieraus, dessen bin ich mir sicher, werden wichtige Impulse entstehen, die für die inhaltliche Arbeit, auch für die Zusammenarbeit mit dem Paritätischen, neue Akzente setzen werden. Ich wünsche dem Nachbarschaftshaus Urbanstraße weiterhin kraftvolle Anstöße auf dem bedeutsamen Feld der Nachbarschaftsarbeit und weitere erfolgreiche fünfzig Jahre!

*Prof. Barbara John*

Vorsitzende des PARITÄTISCHEN Wohlfahrtsverbandes Berlin e.V.



Die Leiterin der Seniorenabteilung Marga Klein, um 1980

## Die Achtziger bis heute

Urbanstraße 21 im Jahr 1979: ein repräsentativer Bau, etwas abweisend, eine riesige Eingangshalle, großer Kamin, schwere unbesetzte Ledersessel. An der Wand eine Totengedenktafel aus dem Ersten Weltkrieg. Etwas höher, im Büro, ein ausgedientes und durchgeessenes Sofa in „Quelle-grün/braun“ gemustert, zwei entsprechende Sessel und ein verdächtig an die fünfziger Jahre erinnernder rechteckiger Couchtisch. Der Schreibtisch in Resopal-Nussbaum. Das betriebliche Zuhause für den neuen Leiter ab Januar 1979 – da muss sich was ändern.

Die Vorarbeiten für das fünfundzwanzigjährige Jubiläum 1980 boten dazu Anlass genug. Die dabei gewonnenen Kenntnisse halfen, Veränderungen mit der notwendigen Behutsamkeit anzugehen und Bewährtes beizubehalten, wie z. B. die guten Beziehungen und Kooperationen mit der kommunalen Ebene. Vor allem der Wirtschaftsbetrieb mit seinem fahrbaren und stationären Mittagstisch gab Anlass, das Haus vielfältig für Veranstaltungen zu nutzen, indem gleichzeitig die Verpflegung der Gäste mit Speisen und Getränken

sichergestellt ist. Es galt, für das Nachbarschaftsheim ein aktuelles Leitbild aufzubauen.

Hatte sich das Nachbarschaftsheim in den zurückliegenden Jahren aus der Verbandsarbeit auf Berliner Ebene partiell zurückgezogen (in Folge des Austritts aus dem *Verband für sozial-kulturelle Arbeit e.V.*, dem ehemaligen *Verband der deutschen Nachbarschaftsheime* im Jahr 1969), wurden diese Kontakte und der damit verbundene Erfahrungsaustausch wieder aufgegriffen. Ziel war die Einbindung der Einrichtung in die fachlichen Diskussionen um sich verändernde Aufgaben der Nachbarschaftsarbeit und einer damit verbundenen Neuordnung inhaltlicher Aktivitäten, wie sie auf Verbandsebene schon länger geführt wurden. 1984 beschloss der Verein, wieder in den *Verband für sozial-kulturelle Arbeit e.V.* einzutreten.

Kreuzberg hatte sich inzwischen zu einem Bezirk entwickelt, der durch den Dreiklang von Arbeiten, Wohnen und Leben gekennzeichnet ist. Die „behutsame Stadterneuerung“ wurde hier geboren. Die Bevölkerungsstruktur war die jüngste in Westberlin, der hohe

Anteil an Ausländern/innen und Mitbürgern/innen nichtdeutscher Herkunft bestimmte – positiv wie negativ – das Leben. Der Bezirk, benachteiligster im sozialen Ranking, war im subjektiven Verständnis seiner Bewohner/innen liebenswert, multikulturell, individualistisch, solidarisch. Er hatte Lebensqualitäten, die weit über Westberlin hinaus drangen, daran konnten auch die Krawalle am 1. Mai nichts ändern.

Im Nachbarschaftsheim wurden durch Umstrukturierungen und eine veränderte Zuordnung von Räumen neue inhaltliche Akzente in der Arbeit gesetzt. Vor allem kam es darauf an sich über die eigene Arbeit hinaus über den Bezirk sachkundig zu machen: seine Qualitäten und Defizite, über die Lebenslagen der Bewohnerschaft, der Menschen, die hier arbeiten, ihre Bedürfnisse, ihre Fähigkeiten, ihre Interessen, ihre Probleme und Benachteiligungen. Mit der beginnenden Öffnung des Hauses zum Bezirk, neuen Mitarbeitern/innen, die sich gleichwertig im Bezirk wie im Haus bewegten, ergaben sich neue Kontakte und inhaltliche Anforderungen.

Eine Initiative arbeitsloser Lehrer kommt 1984 mit konkreten Vorstellungen und Ideen, wie mit ihrer Arbeits-

losigkeit produktiv umzugehen sei, auf die Geschäftsführung zu. Gemeinsame Gespräche leiten eine Zusammenarbeit über vierzehn Jahre ein: *Denkste e.V. – außerschulische Jugend- und Erwachsenenbildung im Nachbarschaftsheim Urbanstraße*. Hier gab es Kurse für Sprachen, für Elektrik im Haushalt, die Möglichkeit, den Segelschein zu machen, mit dem ernsthaften Anspruch, „alternativ geht es besser – Lernen in kleinen Gruppen“ mit viel Eigeninitiative usw. Es wurde die Idee geboren, ein alternatives Landschulheim im „Yorgarten“ von West-Berlin (Lüchow-Dannenberg) aufzubauen.

Denkste e.V. nutzte die Infrastruktur des Nachbarschaftshauses, wir nutzten die Kompetenzen von Denkste e.V. und überlegten gemeinsame Aktivitäten. Darüber hinaus musste sich Denkste e.V. aber selbst tragen. Inzwischen hat der Markt das Projekt eingeholt und aus dem Landschulheim ist leider auch nichts geworden.

Denkste e.V. war eine wichtige und entscheidende Etappe für das NHU auf dem Weg hin zur Stadtteilöffnung als Teil der Realisierung des Anspruchs, soziale und kulturelle Arbeit zu verknüpfen. Dadurch kamen viele Leute zu uns, die den Weg in die Einrichtung

sonst nicht gefunden hätten, und blieben in der Einrichtung „hängen“. Sie haben das Nachbarschaftshaus schätzen gelernt, dessen anderweitige Angebotspalette genutzt und darüber wiederum Bereitschaft gezeigt, sich in der Vereinsarbeit und für den Verein zu engagieren.

Ele Busch, eingestellt für die Jugendarbeit, hatte ein Hobby, den Tanz. Und wider Erwarten gab es eine Menge Fachkollegen/innen, die davon profitieren wollten. In Absprache mit der Geschäftsführung wurden 1983 „hobymäßig“ und außerhalb der Arbeitszeit die Räume, insbesondere der Saal, für *Taktlos - Tanz im Nachbarschaftshaus Urbanstr. e.V.* genutzt. Die Nachfrage war überwältigend, so dass die Geschäftsführung dies nicht mehr „nebenberuflich“ einordnen wollte. 1987 entschlossen wir uns, in Absprache mit den Fachfrauen Busch, Nimtsch und Popp, Taktlos „auszubürgern“. Seitdem gibt es im Nachbarschaftshaus Taktlos als eigenständiges Unternehmen (GbR), welches inzwischen seinerseits die Arbeit der Einrichtung ideell und materiell unterstützt. Taktlos bedeutete (wie Denkste e.V.) einen großen Schritt für das Nachbarschaftshaus, sich auch kulturell darzustellen, für sonst wenig erreichbare Altersgrup-



Die *Taktlos*-Gründerinnen Ulrike Popp, Christine Nimtsch und Ele Busch, um 1995

pen eine Adresse zu werden. Das Nachbarschaftsheim ist nicht zuletzt deshalb über den Bezirk hinaus zu einer bekannten Einrichtung geworden und profitiert noch heute von den dadurch erschlossenen Ressourcen.

1986, die Westberliner Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales unterstützt neben der Selbsthilfebewegung zunehmend auch Projekte, die die Nachbarschaft, das Generationsübergreifende und das Erfahrungswissen älterer Menschen aufgreifen. Das Nachbarschaftsheim beantragt aufgrund seiner Erfahrungen und konzeptionellen Vorstellungen Mittel und bekommt sie bewilligt für ein *modellhaftes generationsübergreifendes Projekt von Nachbarschaftsarbeit*. Damit sind die Voraussetzungen geschaffen, die bisherige Arbeit, insbesondere mit den älteren Menschen, innovativ zu erweitern und zu qualifizieren. Es entsteht das *Ideenkarussell*, aus dem sich die erfolgreiche Stadtteilgeschichtswerkstatt und das Alt-Jung-Theater *Ikarus* entwickeln.

Die Arbeit mit straffällig gewordenen Jugendlichen war im Hause nicht mehr zufriedenstellend durchzuführen, weil dafür eigene Räume und Werk-

stattmöglichkeiten fehlten. In Kooperation mit den Nachbarschaftsheimen in Zehlendorf und in Neukölln wurde dieser Arbeitsbereich 1984/85 über ABM-Stellen aufgebaut und nach drei Jahren mit Hilfe des Berliner Abgeordnetenhauses in eine Regelfinanzierung übergeleitet. Eine enge Kooperation, verknüpft mit gemeinsamen Öffentlichkeitsaktionen (*Rock statt Knast*, Fachveranstaltungen in Kooperation mit Schulen, dem *Paritätischen Berlin* usw.), waren dafür die Voraussetzung, die mit einer langfristigen Stabilisierung der Arbeit erfolgreich ihren Zweck erreichte. Daraus entstand eine landesweite Kooperation der ambulanten Maßnahmen „Erziehen statt Strafen“, die u. a. die Gründung einer Landesarbeitsgemeinschaft zur Folge hatte.

Erste Überlegungen, einen externen Standort anzumieten, fassten Fuß. Ele Busch, neben Reinhard Grieger für die Jugendarbeit zuständig, fand geeignete Räumlichkeiten am Planufer. In den Trägergremien begann eine intensive Diskussion, ob ein solcher Schritt gerechtfertigt ist und welche Konsequenzen für das NHU entstehen. 1987 wurde dieser Schritt getan. Das NHU begann über eine Patenschaftsaktion, die auch in der *taz* ihren Niederschlag erfuhr, Gelder für die

zusätzliche Miete zu akquirieren. Mit Erfolg – vereinzelt überweisen Paten noch bis heute ihren Obolus für diesen Arbeitsbereich. Der erste externe Standort (Projekt *PlanTage*) hat sich etabliert.

Im selben Jahr führte die Zusammenarbeit mit anderen lokalen Akteuren aus der Bürgerbeteiligung zur Gründung des *Stadtteilausschuss 61* e.V. Neben dem NHU waren unter anderem die evangelische Kirchengemeinde *Heilig-Kreuz*, die Mieterberatung *SPAS*, die *Allgemeine Jugendberatung* e.V. und der *Nachbarschaftsladen in der Bergmannstraße* e.V. Gründungsmitglieder. Das Nachbarschaftsheim wurde auf diese Weise Teil eines Netzwerks in den Ortsteil 61 hinein, der dazu beitrug, die Standortnachteile in der Urbanstraße („Mein Haus ist meine Burg“) zu überwinden.

Gemeinsam mit *S.T.E.R.N.*, einem der großen Sanierungsträger in Kreuzberg und Mitentwickler der behutsamen Stadterneuerung, begannen 1985 Gespräche zur Nutzung eines Fabrikhauses (ehemalige Schuhfabrik Leiser in der Oranienstraße 34) als *Nachbarschaftshaus für interkulturelle Begegnung* – *ORA 34* sowie zur langfristigen materiellen Absicherung von *KOTTI* e.V., dem von *S.T.E.R.N.* gegründeten

Gemeinwesenverein am Kottbusser Tor. Das Nachbarschaftsheim verstand sich hier als beratend und begleitend. Beide, Kotti und NHU, vereinbarten schriftlich, gemeinsam an der Entwicklung von sozial-kultureller Nachbarschaftsarbeit um das Kottbusser Tor zu arbeiten. Vonseiten des Nachbarschaftsheims wurde eine ABM-Stelle zur Verfügung gestellt (Mirican Kaya).

Gemeinsam mit Christiana Weber, Sozialplanerin bei *S.T.E.R.N.*, wurde ein Konzept für die *ORA 34* entwickelt; insbesondere ein Nutzungskonzept für das Erdgeschoss. Die Konzeption „Familiengarten in der *ORA 34* e.V.“ erhielt 1988 den *Alice-Salomon-Preis*. Die Geschäftsführung des Nachbarschaftshauses war über mehrere Jahre im Vorstand der *ORA 34* e.V., insbesondere um die Finanzierungsverhandlungen mit der Wohnbaugesellschaft (Mietvertrag) und die Gestaltung der Untermietverträge sowie das interne Miteinander der verschiedenen Etagennutzer zu regeln.

Der Anspruch, die eigenen Arbeitsansätze mit der Situation des Bezirkes, mit den Lebenslagen der Bewohner/innen zu verknüpfen, führte zu einem neuen Projekt. Auslöser war der Wirtschaftsbetrieb (stationärer und fahrbarer Mittagstisch), für den wir auf der Suche nach neuen betriebswirtschaftlich vertretbaren



Küchenarbeit des Projekts *Pottporree*, 1990

Lösungen waren. Diese sollten kommunal begründet und erster Baustein eines sozialökonomischen Konzepts für das Nachbarschaftsheim werden. Christine Nimtsch entwickelte ein Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekt für Frauen über 25 Jahre, die unab-

hängig von Sozialhilfe leben wollen. 1989 wurde es als erstes Berliner Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekt für ältere Frauen bewilligt. *Pottporree* machte Geschichte in Berlin. Leider ist mit Hartz IV 2005 zwangsweise das Ende gekommen. In Zusammenarbeit mit dem Bezirk suchen wir nach Möglichkeiten, diesen trotz schwieriger Rahmenbedingungen erfolgreichen Arbeitsansatz fortzuführen.

1989 lud das Nachbarschaftsheim zur Werkstattausstellung „Sprechen nach dem Schweigen“ ein. Die Stadtteilgeschichtswerkstatt hatte sie geplant, vorbereitet und durchgeführt. Die Kreuzberger Mitglieder hatten ihre Jugendzeit im Nationalsozialismus aufgearbeitet und in der Ausstellung präsentiert. Das Echo war überwältigend und überraschte uns. Die zahlreichen Besucher/innen, insbesondere Schulklassen, suchten Kontakt zu unseren Zeitzeugen. Daraus entwickelten sich längerfristige Kooperationen mit Schulen, die auf die Ergebnisse unserer Geschichtswerkstatt im Rahmen ihres Unterrichts zurückgriffen. Leider erschien die Dokumentation zur Ausstellung aus finanziellen Gründen erst zwei Jahre später, wird aber bis heute nachgefragt und ist in einzelnen Exemplaren auch noch abrufbar.

Im selben Jahr fällt die Mauer und keiner ahnt so genau, welche Auswirkungen dies langfristig auf den Bezirk und seine Menschen haben wird. Kreuzberg wird citynaher Bezirk, seine Wirtschaftsstruktur macht gewaltige Veränderungen durch, die u. a. die Langzeitarbeitslosigkeit nach oben schnellen lässt und zu vielen Belastungsproben für die Menschen führt. Der Dreiklang von Wohnen, Arbeiten und Leben ist in Frage gestellt. Ikarus, unsere Alt-Jung-Theatergruppe, die Improvisationstheater auf der Grundlage der Lebenserfahrungen ihrer Mitglieder entwickelt, greift das Ereignis auf. 1991 gibt es die erfolgreiche Premiere zu „Bitte Lächeln“ – 11 Bilder von der Mauer bis zur Einheit.

Im Zuge der Wiedervereinigung der Stadt unterstützte das Land Berlin Bemühungen, auch in den Ostbezirken Nachbarschaftshäuser bzw. Stadtteilzentren aufzubauen und zu fördern. Teilweise war das NHU in diese Gespräche eingebunden. 1991 unterschrieben die Vorstände des Nachbarschaftshauses und des *Frei-Zeit-Haus* e.V. in der Pistoriusstraße in Weißensee eine Vereinbarung zur „gegenseitigen inhaltlichen, organisatorischen und geschäftlichen Unterstützung“.

## SPRECHEN NACH DEM SCHWEIGEN

KREUZBERGER LEBENSBERICHTE AUS DEN JAHREN 1933 - 1945



HERAUSGEBER:  
NACHBARSCHAFTSHEIM URBANSTRASSE E.V.  
BERLIN - KREUZBERG

Titelblatt der Broschüre zur Ausstellung, 1991

Aus der Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales kam die Anfrage, ob sich die Nachbarschaftsheimen nicht auch mit dem neuen Betreuungsrecht (als Reform gegenüber der bisherigen Entmündigung und Vormundschaft für Erwachsene) auseinandersetzen und entsprechende Aufgaben übernehmen sollten. Insbesondere wurde die Kompetenz der Nachbarschaftsheimen geschätzt, Menschen zu gewinnen, die sich freiwillig engagieren wollen. 1992 erhielt das Nachbarschaftsheim die Anerkennung als *Betreuungsverein* nach § 1908 ff. BGB. Ein zweiter externer Standort für diesen Arbeitsbereich (*DUO*) wurde in der Dresdnerstraße 17 als „Untermieter“ von Kotti e.V. gefunden und genutzt.

1993 konnten wir durch Unterstützung des Bezirksbürgermeisters Peter Strieder eine schon lange dringend erforderliche Renovierung unseres Erdgeschosses vornehmen. Alle Wünsche konnten nicht erfüllt werden, aber wir zehren heute noch davon.

Durch das Berliner Abgeordnetenhaus wurde das Programm „Jugend mit Zukunft“ verabschiedet. In die folgende Diskussion brachte der *Verband für sozialkulturelle Arbeit, Landesgruppe Berlin e.V.* in enger Zusammenarbeit mit den Mitgliedseinrichtungen das

Konzept „Familie, Nachbarschaft und Schule“ ein. Es stellte in Frage, ob Sonderprogramme geeignet sind, auf gesellschaftliche Problemlagen adäquat zu reagieren, oder es möglicherweise mehr darauf ankommt, sowohl auf dem Feld von familienunterstützenden Maßnahmen als auch in der Zusammenarbeit mit Schulen neue Wege zu beschreiten. 1994 eröffneten wir an der Hans-Sachs-Hauptschule unseren Schülerclub *Break*. Er ermöglicht und fördert die Beteiligung und Mitarbeit der Schüler/innen, das Zutrauen in eigene Fähigkeiten und die Übernahme von Verantwortung für das eigene Tun. Die Zusammenarbeit eines freien Trägers mit einem Schulpartner erlaubte die gemeinsame Nutzung von Ressourcen und führte zu einer Fülle gegenseitiger, sich ergänzender pädagogischer Aktivitäten.

1994 eröffnete die Stadtteilgeschichtswerkstatt ihre zweite Ausstellung „Trümmer, Brot und Träume“ über die Nachkriegszeit in Berlin, diesmal in Kooperation mit dem *Kreuzberg Museum* und in dessen Räumlichkeiten. Im selben Jahr führten wir zum ersten Mal das „Ehrenamtlerfrühstück“ ein: Die Hauptamtlichen laden die freiwillig Engagierten zu einem Frühstück in das Nachbarschaftshaus ein. Das Besondere ist ein

# TRÜMMER, BROT & TRÄUME

Alltagsszenen aus der Reichstrümmerstadt Berlin

Ein Theaterstück in 4 Bildern  
über die Jahre 1946 – 1949



Eine Eigenproduktion  
der Theatergruppe IKARUS

**Ideen  
Ikarussell**

Veranstalter: Nachbarschaftsheim Urbanstraße e.V. · Urbanstraße 21 · 1000 Berlin 61

Plakat zur Theateraufführung, 1992

Büffet, welches von den Hauptamtlichen ausgerichtet und produziert wird. Es gibt dazu kurze kulturelle Beiträge, Informationen über die Arbeit und die Möglichkeit, Wünsche zu äußern und Verbesserungsvorschläge einzubringen. Am wichtigsten ist der infor-



„Ehrenamtlerfrühstück“, 2004



Kreuzberger Stadtteilzentrum, 2004

melle Rahmen, der zu Gesprächen einlädt, die man während seiner „Arbeitszeit“ nicht führen kann.

Nachbarschaftsarbeit ohne freiwillig Engagierte ist undenkbar, sie gehören zum Selbstverständnis der Einrichtung. Im Haus und in seinen Standorten können wir uns auf siebzig freiwillig Engagierte stützen, die sich kurz-, mittel- und langfristig an der Arbeit der Einrichtung beteiligen, unabhängig von den inzwischen

über zweihundert angeworbenen, ehrenamtlichen Betreuern/innen.

1995/96 kündigt sich im Zuge der Verwaltungsreform (Neuordnung der Zuständigkeiten auf Landes- und Bezirksebene) ein Paradigmenwechsel an. Das Land will zukünftig nur noch zwei Nachbarschaftseinrichtungen im Bezirk fördern, die bisher drei geförderten Einrichtungen (NHU e.V., Kotti e.V. und Kreuzberger Stadtteilzentrum e.V.) sind aufgefordert, sich damit auseinander zu setzen. Die Zuwendungen sollen zukünftig über einen Vertrag erfolgen. Vertragspartner werden die jeweiligen Dachverbände der Nachbarschaftsheimen und der Selbsthilfetreffpunkte. Auf das Nachbarschaftsheim kommen überproportionale Kürzungen um knapp zwanzig Prozent zu.

Mit der Unterzeichnung des Vertrags („zur Bildung und Unterhalt von Stadtteilzentren“) endete die langjährige institutionelle Förderung des Nachbarschaftsheimen durch die Senatsverwaltung und ging in eine Projektförderung durch den Berliner Dachverband, Verband für sozial-kulturelle Arbeit, Landesgruppe Berlin e.V. über. Nach ergebnislosen Gesprächen und Verhandlungen mit Kotti e.V. kam das Kreuzberger Stadt-

# „Ohne Moos geht's los“

■ **Kein Geld? Kein Problem! In Kreuzberg läuft ein Tauschhandel, bei dem mit der Verrechnungseinheit Kreuzer bezahlt wird / Nachahmer in anderen Bezirken**

Schlagzeile aus der *tageszeitung* vom 4. April 1995

teilzentrum e.V. auf das Nachbarschaftshaus zu. Wir übernahmen für den Verein in einem ersten Schritt die administrative Verantwortung und Zuständigkeit gegenüber den Zuwendungsgebern.

In diesen unruhigen Zeiten feierte das Nachbarschaftshaus 1995 sein vierzigjähriges Bestehen. Eine Festbroschüre wurde veröffentlicht, Fachtagungen zu relevanten Themen fanden mit Experten und Politikern des Bezirks wie des Landes und unter hoher Beteiligung von Kollegen/innen statt. Exemplarisch genannt sei dafür der Werkstattbericht zur Nachbarschafts- und Gemeinwesenarbeit als Beitrag sozial-kultureller Arbeit im Stadtteil am Beispiel Kreuzberg. Dieser Text ist aus der Rückschau des Chronisten auch heute

noch ein interessanter Diskurs zur Entwicklung von Perspektiven für den Bezirk.

1995 gab es Gespräche mit drei engagierten Menschen im Büro der Geschäftsführung, die die Idee hatten, in Kreuzberg einen Tauschring zu gründen, und dafür bereit waren, ein Jahr freiwillige Arbeit zu investieren. Dieses Vorhaben war bestechend und absolut in diese Zeit passend, für die Lebenslagen und Lebenswelt im Bezirk. Das Nachbarschaftshaus stellte seine Infrastruktur, Beratungskompetenz und seine Möglichkeiten, Ideen umzusetzen, zur Verfügung. „Ohne Moos geht's los“, unter diesem Motto gründete sich der *Kreuzberger Tauschring*, der erste in Berlin und einer der ersten Tauschringe in Deutschland. Er hatte die Förderung der Nachbarschaftshilfe, der öko-

nomischen Selbsthilfe und der Förderung von Selbstwertgefühl, Phantasie, Kreativität und Selbstbestimmung zum Ziel. Er will modellhaft eine neue Bewertung von Arbeit und Fähigkeiten erreichen. Der Kreuzberger Tauschring entwickelte sich äußerst erfolgreich und stabil. In acht Jahren hat er mehr als eine Million Kreuzer (die „Währung“ des Tauschringes) umgesetzt. Von Anfang an übernahm er auch auf Bundesebene Aufgaben und mischte sich in die gesellschaftliche Diskussion zum Stellenwert von Tauschringen ein. Er wurde ein zweiter bedeutsamer Baustein auf dem Wege unseres sozialökonomischen Konzeptes.

Neben den Erfolgen gibt es aber auch Bitteres zu vermelden: Die überproportionalen Kürzungen der Zuwendungen führten 1996 zur Einstellung der Arbeit mit den sogenannten *Lückekindern* (zehn- bis vierzehnjährige Jugendliche), einem präventiv erfolgreichen Arbeitsbereich mit besonders innovativen stadtteilorientierten Arbeitsansätzen.

Mit dem rechtlichen Anspruch auf die Tagesbetreuung der Drei- bis Sechsjährigen gelang es, die bisher offene Arbeit mit Kindern in eine Platzgeldfinanzierung überzuführen. Wir erhielten 1996 die Betriebs-

erlaubnis zur Führung einer Kindertagesstätte im Nachbarschaftsheim.

Ein Personalwechsel in der Seniorenarbeit wurde genutzt, um die schon lange erforderliche Stelle für einen Gemeinwesenarbeiter einzurichten. Damit wurde die Geschäftsführung, die diesen Bereich verantwortlich getragen hatte, entlastet. Das NHU ist damit die einzige Einrichtung innerhalb des Berliner Verbandes, die über einen eigenständig definierten Gemeinwesenarbeitsbereich verfügt: Gemeinwesen, Entwicklung, Kommunikation, Kooperation, Organisation = GEKKO.

1997 feierten wir das zehnjährige Bestehen der Arbeit mit straffällig gewordenen Jugendlichen in der *PlanTage*. Neben dem vorgeschriebenen Empfang gab es eine sehr gut besuchte Fachtagung zum Thema „Umgang mit straffälligem Verhalten Jugendlicher in einer sich verändernden Gesellschaft“. Mitorganisatoren waren die *Landesarbeitsgemeinschaft ambulante Maßnahmen für straffällige Jugendliche* und die *Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V.*, Landesgruppe Berlin.

Eine weitere Fachtagung führten wir in Kooperation mit dem evangelischen Jugendzentrum *Die Wille* und



Jugendliche aus der *PlanTage* mit Henry Maske und  
NHU-Mitarbeiter Thomas Meißner, 2001

dem *Stadtteilausschuss 61* e.V. zum Thema „Sozialraumorientiertes Denken und Handeln in der Praxis“ durch. Wir griffen damit einen Arbeitsansatz auf, der zunehmend und bundesweit im Rahmen einer Neuorganisation der Jugendhilfe favorisiert wurde und viele Schnittstellen zu unserem Verständnis von Gemeinwesen- und Nachbarschaftsarbeit hat (2005 hat sich die Sozialraumorientierung als leitendes Prinzip in der Jugendhilfe in Berlin durchgesetzt).

Im Zuge der Strukturveränderungen wurden Gespräche und Diskussionen über die Perspektiven von bürgerschaftlichem Engagement, Nachbarschaftsarbeit und Selbsthilfe fortgeführt. Berlin formulierte das Ziel, ein „flächendeckendes Netz von Stadtteilzentren“ als Orte, an denen entsprechende Angebote zusammen- und durchgeführt werden, zu bilden und zu unterhalten. Das Nachbarschaftsheim fühlte sich in seiner Arbeit bestätigt, machte aber darauf aufmerksam, dass für das formulierte Ziel keine ausreichenden Mittel zur Verfügung stehen.

1997 verstärkten wir unser Engagement im Bereich der Lokalen Agenda, eine ABM-Stelle wurde eingerichtet und Sondierungsgespräche auf lokaler Ebene fanden statt zum Aufbau einer „Regionalen Entwick-

lungsagentur“. Nach einer „Schnupperphase“ von einem Jahr entschied sich das Kreuzberger Stadtteilzentrum 1998 für die juristische Trägerschaft durch das Nachbarschaftsheim und wurde einer der externen Standorte der Einrichtung. Im Tagesbetreuungsbereich der Kinder wurden wir von einem freien Träger angefragt, seine Tagesstätte zu übernehmen. Nach gemeinsamen Gesprächen mit den Erzieherinnen, den Eltern und dem Hausbesitzer konnten die Rahmenbedingungen so geklärt werden, dass der Übernahme der Kita nichts mehr im Wege stand. Sie bekam den Namen *Tausendfühler*.

Nach jahrelangen Diskussionen in den Trägergremien, in der Mitarbeiterschaft und mit unseren Besuchern/innen erfolgte auf der Mitgliederversammlung 1999 einvernehmlich eine Umbenennung des Vereins in *Nachbarschaftshaus Urbanstraße* e.V. Der neue Name wurde erstaunlich schnell und positiv insbesondere von unseren älteren Besuchern/innen angenommen und begrüßt.

Die über eine kleine Werkstatt „Ehrenamt“ 1997 begonnenen Gespräche zu Veränderungen im Freiwilligenengagement wurden fortgesetzt und führten

zur Gründung der *Freiwilligen Agentur Kreuzberg-Friedrichshain* in Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde Heilig-Kreuz und dem Bezirksamt Kreuzberg. Auch hier war es für Berlin erstmalig, ein solches Projekt in Kooperation mit anderen lokalen Akteuren vorzubereiten und durchzuführen. Die Federführung für die Agentur und die räumliche Zuordnung liegen beim Nachbarschaftshaus. Mit der Gründung der Agentur wurde bereits ein zweites „Standbein“ in Friedrichshain, und zwar im Selbsthilfe-Treffpunkt in der Boxhagener Straße, vorgesehen und im Jahr 2000 eröffnet.

Das Nachbarschaftshaus beteiligte sich an zwei Modellversuchen zum bürgerschaftlichen Engagement:

- *ProBe* (für bürgerschaftliches Engagement) in Trägerschaft des *Bundesverbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V.* beschäftigte sich mit der Unterstützung und Weiterentwicklung des bürgerschaftlichen Engagements in sozial-kulturellen Einrichtungen.
- *IVB* (Interessenverbund Bürgerarbeit) war Teil eines größeren Projektes zum Thema „Lernkultur 2000 plus: Lernen im Prozess der Arbeit“. Träger ist die *Arbeitsgemeinschaft betriebliche Weiterbildungsforschung e.V.* in Berlin. Besonderes Forschungsinteresse war



Teilnehmer der *Think-AG*, 1999

die Frage, inwieweit freiwilliges Engagement zur Kompetenzförderung und zu deren Erhalt beitragen kann.

Der Schülerclub Break, inzwischen an der Lina-Morgenstern-Oberschule, gründete die Schülerfirma *Think AG*. Mit Unterstützung durch die Firma *LETRAS* Informatik, wird in Eigenregie der Schüler/innen ein Internetcafe betrieben. 1999 übernahmen wir den



In der Jugendfreizeiteinrichtung *Drehpunkt*, 2004

Schülerladen *Lümmelland*, dessen Trägerverein aus der Elternschaft auf der Suche nach einem neuen Dach an uns vermittelt wurde.

2000 erhielt das Nachbarschaftshaus für seine Arbeit in der Werner-Düttmann-Siedlung einen der Integrationspreise „Deutschland 2000 – ehrenamtliche Sprachförderung in Berlin“.

Nach mehreren Gesprächen mit dem Bezirksamt entschlossen wir uns, zum Ende des Jahres die Trägerschaft über die Jugendfreizeiteinrichtung in der Urbanstraße 43 zu übernehmen. Andernfalls hätte die Gefahr bestanden, dass diese Einrichtung – wichtig für die Werner-Düttmann-Siedlung, in der allein über 1.000 Kinder und Jugendliche leben – endgültig geschlossen wird. Die Jugendfreizeiteinrichtung erhielt den Namen *Drehpunkt*.

Wir beteiligten uns an dem Pilotprojekt *Micropolis* (Förderung des lokalen sozialen Kapitals durch die EU) im Kreuzberger Beirat und später auch im Beirat auf Landesebene und machten gute Erfahrungen, wie sparsam und effizient Bürger/innen mit ihnen zur Verfügung gestellten Geldern umgehen und welche Kreativität sie entwickeln.

Diese Erfahrungen kamen uns beim Aufbau des Projektes *KiezAktivKasse* (gefördert durch die Jugend- und Familienstiftung des Landes Berlin) zu Gute. Bürger können im Einzelfall bis zu 750 Euro für Projekte, die die soziale Entwicklung des Gemeinwesens fördern, beantragen. Die Entscheidung trifft eine Bürgerjury, die durch das Nachbarschaftshaus unterstützt und begleitet wird.



Vor der Jugendfreizeiteinrichtung *Drehpunkt*, 2004

Im Vorfeld der Gebietsreform haben sich das Nachbarschaftshaus Urbanstraße e.V., Kotti e.V. und die Volkssolidarität Landesverband Berlin e.V. als Träger der Selbsthilfekontaktstelle Friedrichshain-Kreuzberg zu einem Kooperationsverbund *Bürgerengagement – Nachbarschaft – Selbsthilfe in Friedrichshain-Kreuzberg* zusammengeschlossen. Das vorrangige Ziel ist, die sozial-kulturellen Lebensbedingungen der Bewohner/innen zu verbessern. Kooperation im Verbund findet bereits statt über die gemeinsame Arbeit der FreiwilligenAgentur an den Standorten Nachbarschaftshaus Urbanstraße und Selbsthilfe-Treffpunkt Friedrichshain-Kreuzberg.

2001 erhielt das Nachbarschaftshaus für zwei Jahre die Möglichkeit, „Interaktionswerkstätten als Modell zum intergenerativen Lernen“ zu erproben und auszuwerten. Dies war ein Forschungsprojekt, in welches die Theatergruppe *Ikarus* maßgeblich eingebunden wurde. Dadurch bekamen wir die Möglichkeit, unsere gesammelten Erfahrungen zur Entwicklung intergenerativer Arbeit zu evaluieren und über Berlin hinaus zur Verfügung zu stellen.

Die FreiwilligenAgentur hat inzwischen über hundert Kooperationspartner. Zum vierten Mal in Folge

fand der Fachtag *Freiwilligenengagement* in unserer Einrichtung auch unter unserer Federführung statt. Er hatte das bisher bundesweit vernachlässigte Engagement von Migranten/innen und deren Organisationen zum Gegenstand (Chancen und Möglichkeiten freiwilligen Engagements von Migranten/innen). Das NHU hat dazu einen Werkstattbericht veröffentlicht.

Der Bezirk Kreuzberg, der lange gehofft hatte, im Zuge der Gebietsreform dem zukünftigen Großbezirk Mitte zugeschlagen zu werden, wurde im Januar 2001 mit dem Bezirk Friedrichshain fusioniert. Der neue Bezirk ist flächenmäßig der kleinste, aber bei einer Bevölkerung von rund 243.000 Einwohnern übertrifft das Gebiet alle anderen Bezirke in der Besiedlungsdichte. Er ist einer von zwei Großbezirken, in dem sich ein ehemaliger Ost- und Westbezirk zusammenschließen. Auch der neue Großbezirk ist durch eine Konzentration sozialer Problematik mit hoher Arbeitslosigkeit, hohem Ausländeranteil, hoher Sozialhilfequote und geringem Einkommen gekennzeichnet. Wer Kreuzberg und Friedrichshain kennt, weiß aber, dass trotz manch negativer medialer Präsenz für viele Bewohner/innen der jeweilige Ortsteil eine lebens-

und liebenswerte Heimat darstellt. Toleranz und Aufgeschlossenheit sowie die exponierte Citylage lassen darauf hoffen, dass auch in Zukunft urbane Quartiere bestehen bleiben, in denen die Begriffe Bürgerengagement, Nachbarschaft und Selbsthilfe nicht nur Schlagworte sind.

Im Rahmen ihres Amtsantritts 2002 besuchte die neue Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz, Frau Dr. Knake-Werner, das Nachbarschaftshaus. Das NHU nutzte die Chance, sein Arbeitskonzept, seine Projekte und sein Selbstverständnis darzustellen, um auf die Notwendigkeit zu verweisen, den Finanzierungsvertrag zur Bildung und zum Unterhalt von Stadtteilzentren auszubauen. Der Vertrag lief 2002 aus und es gab neue Gespräche über die Rahmenbedingungen für eine Fortschreibung.

Der Schülerclub Break erhielt ebenfalls „hohen Besuch“: Über die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung kamen Frau Kwasniewska, die Gattin des polnischen Staatspräsidenten, und Frau Rau, die Gattin des Bundespräsidenten, in die Clubräume und ließen sich von Mitarbeitern/innen und Schülern/innen über die Arbeit informieren.



Sperrgutmarkt auf dem Hohenstauffenplatz, 2003

Die von GEKKO erstmals 1999 durchgeführten Sperrgutmärkte im Stadtteil erhalten eine hohe Resonanz und Nachfrage. Es sind Aktionen im Stadtteil, die einen großen Kommunikations- und Nützlichkeitswert haben: Menschen, die nicht wissen, wohin mit ihrem gut erhaltenen Mobiliar, geben dies ab und

Menschen mit knapper Kasse können es für sich abholen und nutzen.

Die mehrjährige Gemeinwesenarbeit in der Düttmann-Siedlung und der Aufbau einer Trägerrunde lokaler Akteure vor Ort waren die Voraussetzungen, einen ersten kommunalpolitischen Runden Tisch in der

Siedlung durchzuführen. Gut vorbereitet führte er zu Zusagen des Bezirksamtes, sich verstärkt in der Siedlung zu engagieren, Arbeitsansätze fortführend zu unterstützen und zum Aufbau einer Umfeldverbesserungsmaßnahme im Grünbereich der Wohnanlage beizutragen. Die Vernetzung und die Gebietsorientierung der Arbeit in der Siedlung gewannen im Zuge der Diskussionen um die Sozialraumorientierung der Jugendhilfe exemplarischen Charakter.

Im Rahmen der Neustrukturierung der Jugendhilfe im Bezirk wurden 2003 mehrere Interessensbekundungsverfahren durchgeführt, woran sich auch das Nachbarschaftshaus beteiligte. In diesen Zusammenhängen erhielten wir einen Zuschlag für die Übernahme des Kinderspielplatzes mit Gebäude in der Hasenheide 44. Dorthin zog unser Projekt PlanTage um und hat sich inzwischen etabliert. Der neue Standort liegt im unmittelbaren Umfeld der Düttmann-Siedlung, was für unsere Bewerbung auch ausschlaggebend war.

2003 hat sich die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung für das Nachbarschaftshaus als Träger einer Wohnumfeldverbesserungsmaßnahme (WUM) für die Düttmann-Siedlung entschieden. Das schaffte neben

yazeglencesi  
kutluyoruz

# Sommerfest

الحفل الصيفي أهلاً وسهلاً



**Samstag, den 8. Juni**  
von 15.00 bis 19.00 Uhr

auf dem  
**Werner-Düttmann-Platz**

تعارف استعدادهات فصل الصيفي آخر حدیہ طاعت

tanışmak - bilgi edinmek - eğlenmek - müzik çalmak - yemek yemek - beraber içmek - gülmek  
sich kennenlernen - Informationen bekommen - feiern - Musik machen - essen trinken - lachen

Einladungsblatt zum Sommerfest auf dem Werner-Düttmann-Platz, 2002

viel unbezahlter Arbeit neue Möglichkeiten, Initiativen im Gebiet aufzubauen und weitergehende Aktivitäten für eine nachhaltige Verbesserung einzuleiten.

Die Jugendfreizeiteinrichtung Drehpunkt führte ein Austauschprojekt mit *Upsala*, einem russischen Straßenkinderzirkus in Petersburg durch. Beide besuchten sich in den jeweiligen Städten und machten gemeinsame Aufführungen. Besonders für den Drehpunkt mit seinen Kindern und Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft, die sich zum ersten Mal in Zirkusarbeit und Akrobatik versuchen, ist das Projekt trotz vieler Konflikte ein erfolgreicher Ansatz.

GEKKO stellte sich mit seiner interkulturellen Arbeit in der Düttmann-Siedlung erfolgreich auf einem bundesweiten Fachkongress in Hannover zum Thema „Migranten im Stadtteil“ vor.

Neuer Vertragspartner aus dem fortgeschriebenen Stadtteilzentrumsvertrag wurde der Paritätische Landesverband Berlin e.V. Der Verband für sozial-kulturelle Arbeit, Landesgruppe Berlin e.V. übernahm im Auftrag des Paritätischen die Verwaltung des Vertrages. 2003 und 2004 kamen auf das Nachbarschaftshaus weitere überproportionale Kürzungen zu. Zum

Ende dieses Jahres sind unsere Zuwendungen gegenüber dem Beginn der Vertragszeit 1995 fast halbiert. Ohne zusätzliche Abfederungen durch unseren Spitzenverband und Unterstützung durch das Bezirksamt hätte das Nachbarschaftshaus dies nicht durchgestanden.

2004 wurden durch Beendigung von Projekten oder Ausscheiden in den Ruhestand fünf Personalstellen frei und nicht wieder besetzt, eine Kündigung wurde ausgesprochen. Ab Oktober ging das Stadtteilzentrum „sozusagen“ in die Regie der freiwillig Engagierten über. Über Minijobs werden nur noch unabweisbare Aufgaben finanziert. Immer mehr Zeit muss in Anspruch genommen werden, Finanzen zu akquirieren, um die Lage zu entspannen. Teilweise gelang dies und neue Projekte, wie die sozialintegrative Gruppenarbeit mit jungen Erwachsenen, konnten im Gebiet der Düttmann-Siedlung ihre Arbeit aufnehmen.

Die Freiwilligenagentur feierte ihren fünften Geburtstag und organisierte die Ausstellung „Gesichter freiwilligen Engagements“, die im Dezember 2004 im Beisein der Bezirksbürgermeisterin und der Bezirksstadträtin für Gesundheit und Soziales feierlich eröffnet werden konnte.

Mut macht die Solidarität aller, sich – wenigstens übergangsweise – noch ein wenig mehr „ausknautschen“ zu lassen. Wir verhandeln darüber, die Zusammenarbeit mit der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung auf eine bessere materielle Grundlage zu stellen.

Mut macht auch die Anerkennung, die uns Bewohnerschaft und Kommune entgegenbringen, die mit dem Nachbarschaftshaus rechnen.

*Wolfgang Hahn*



Plakat und Postkarte zur Fotoausstellung, 2004

## *Grußwort*

Ich beglückwünsche das Nachbarschaftshaus Urbanstraße e.V. zu seinem fünfzigjährigen Bestehen. Auch wenn es damit allmählich in ein „gesetzteres Alter“ kommt, ist das Nachbarschaftshaus doch immer jung geblieben. Man könnte sagen: Das gehört sich ja auch für eine generationsübergreifende Begegnungsstätte.

Aber das Nachbarschaftshaus Urbanstraße ist mehr: Es ist deswegen als Institution jung geblieben, weil es gegenüber neuen Problemlagen nie kleinmütig wurde, sondern sie im Gegenteil als Herausforderung angenommen hat. Damit gehört das Nachbarschaftshaus Urbanstraße in besonderer Weise zu den Vorbildern des Prozesses, „Stadtteilzentren“ zu fördern und mit Stadtteilbewohnern zusammen lösungsorientiert an erkannte Probleme heranzugehen.

In seiner jüngeren Geschichte hat das Nachbarschaftshaus vielfach bewiesen, dass das seine Haltung ausmacht und sein Herangehen bestimmt:

- bei der engagierten Unterstützung des Aufbaus neuer (selbständiger) Nachbarschaftseinrichtungen im Ostteil der Stadt,
- bei der Hilfestellung für den ersten Berliner Tauschring,
- bei der Übernahme von Verantwortung für das Kreuzberger Stadtteilzentrum und
- bei seinem Engagement für die sozial belastete Düttmann-Siedlung.

Beim Brückenschlag zwischen Kreuzberg und Friedrichshain auf der Oberbaumbrücke ist das Nachbarschaftshaus genau so präsent wie bei den von ihm initiierten Sperrgutmärkten im Graefekiez: unbeirrbar und voll guter Ideen. So ist es und so soll es auch in Zukunft sein!

*Dr. Heidi Knake-Werner*

Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz

## Blick zurück nach vorn

Das Nachbarschaftshaus Urbanstraße hat die Geschichte der Gemeinwesenarbeit (GWA) in der Bundesrepublik Deutschland exemplarisch und durchaus auch prägend begleitet: Auf Jahrestagungen und in Mitgliederversammlungen des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit gab es lebhaft Diskussionen. Daran waren die Mitarbeiter des Hauses immer engagiert beteiligt. Ich erinnere mich gern daran und sende Euch dankbar meinen sehr persönlichen Jubiläumsgruß.

Jeder der Beteiligten wird mir zustimmen, dass die zentrale Frage der heftigsten Auseinandersetzungen immer war: Soll Gemeinwesenarbeit politisch sein? Wenn man aber sieht, was die GWA gerade hier im Nachbarschaftshaus Urbanstraße tat und tut – aktivierende Befragung über interkulturelle Aktivitäten bis zur Vernetzung unterschiedlicher Akteure im Quartier – stellt sich die Frage anders, denn politisch ist diese Arbeit allemal: Welches Selbstverständnis haben die Akteure der GWA? Welche politischen Wirkungen hat ihr Handeln? Was trägt die GWA zur Gestaltung des Gemeinwesens bei?

Dieses politische Selbstverständnis hat sich unter dem Einfluss veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen im Verlauf der Jahre gewandelt – zumindest im Mainstream der GWA. Ich will das knapp nachzeichnen, wobei ich mir sicher bin, damit in verallgemeinerter Form auch die politische Geschichte des Nachbarschaftshauses Urbanstraße wiederzugeben:

In den frühen siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Wolfgang Hinte die „wilden Jahre“ der GWA nannte, entdeckten wir die gesellschaftlichen Verursachungszusammenhänge sozialer Not: „Durch die laufend veränderten widersprüchlichen Auswirkungen des kapitalistischen Produktions- und Verwertungszusammenhangs werden immer größere Teile der Bevölkerung in den Bereichen von Arbeit, Wohnung, Erziehung und Umwelt sozial und psychisch beschädigt“ stand damals im Reader zur Theorie und Strategie der GWA der *Victor-Gollancz-Stiftung*. (1)

Diese erste Zusammenfassung von Konzeptüberlegungen war für uns die „Bibel“ fortschrittlicher GWA.

Die Hauptkonfliktlinie wurde zwischen Kapital und Arbeit gesehen.

Damals schrieb Friedrich Hauß im zentralen Strategie-Artikel des Readers : „Ein Sozialarbeiter, gleichgültig, ob mit professioneller GWA beschäftigt oder nicht, kann sich aus dem Kräftefeld zwischen Kapital und Arbeit nicht heraus halten, denn er ist unmittelbar durch seine Arbeit damit verbunden. Für ihn stellt sich die Frage: Mit der Arbeit gegen das Kapital oder mit dem Kapital gegen die Arbeit. Er wird sich zu entscheiden haben.“ (8)

Die strategische Linie einer „aggressiven“ GWA formulierte das Münchener Haidhausen-Büro stellvertretend für viele Projekte: Sie verlief von der Hilfestellung bei akuten Konflikten durch Aufklärung bis hin zur Organisation der Menschen im Stadtteil. Für die einen, die sich an Alinsky orientierten, war das die Selbstorganisation der Betroffenen. Menschen sollten sich gemeinsam um ihre Probleme herum organisieren und die GWA sollte solche Gruppierungen vermehrt ins Leben rufen und unterstützen. Für die anderen erforderte die richtige Organisation zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse die Mitarbeit in „Organisationen der Arbeiterklasse“.

Allerdings stand schon damals fest: Die GWA darf nicht mit organisierter Praxis verwechselt werden und kann diese auch nicht ersetzen. Sie kann nur Lernprozesse der Menschen einleiten und politische Entscheidungen vorbereiten.

Gesellschaftliche Entwicklungen der letzten Jahre (Individualisierung, Zunahme von Arbeitslosigkeit und Armut, Entwicklung in den Kommunikationstechnologien etc.) haben in den Sozialwissenschaften eine Abwendung von den „großen Theorien“, darunter auch der marxistischen, und eine Hinwendung zu Alltag und Lebenswelt bewirkt. Diese Tendenz hat ihren Niederschlag auch in der GWA gefunden. Lebensweltorientierung ist zu einem Leitkonzept der GWA geworden.

Die Attraktivität solcher Konzepte mag darin bestehen, dass sich der alltagsorientierte Ansatz nicht für theoretische Perspektiven interessiert, die von Intellektuellen für Intellektuelle geschrieben werden, wie die Mehrheit der Gesellschaftstheorien. Er setzt bei der Erklärung der Wirklichkeit an, die dem „Verstand des gesellschaftlichen Normalverbrauchers“ zugänglich ist. (6)

Folglich arbeiten wir uns auf der strategischen Ebene auch nicht mehr am Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit ab, sondern an der Frontlinie zwischen Bürger und Staat. Es geht nicht mehr um gesellschaftsverändernde Klassenkämpfe, in die die GWA einbezogen wird, sondern um Verteilungskämpfe um immer knapper werdende staatliche und kommunale Ressourcen. Leitbegriff dafür ist der Begriff „Eimischung“ geworden: „Soziale Arbeit hat auf kommunaler Ebene, d.h. in überschaubaren Regionen und Bezügen, die meiste Möglichkeit sich einzumischen (mitzumischen), direkt und unmittelbar auf die Veränderung von Lebensbedingungen einzuwirken und zu konkreten, den Bedürfnissen der Betroffenen entsprechenden Veränderungen und Verbesserungen beizutragen. Auch die umfassende Beteiligung der Betroffenen ist auf der Ebene des Stadtteils am ehesten realisierbar.“ (12)

In den achtziger Jahren, als sich die sozialen Probleme in Deutschland erheblich verschärften („neue Armut“) änderte sich unter dem Druck der Verhältnisse auch der Mainstream der GWA:

Einen Strang der Entwicklung formulierte der Politikwissenschaftler Klaus von Beyme so: „(...) von der

Mobilisierung über die Partizipation zum Typ einer Aktivität, die sich auf die Erweiterung des Spielraums der eigenen Autonomie beschränkt.“ (6) Die GWA geriet in die Verteidigungsposition. „Vernetzung“ wurde zur zentralen Aufgabe. Es ging um den Aufbau fachlicher und politischer Netzwerke, um den Gemeinwesenarbeitern/innen einen Spielraum zu schaffen bzw. zu erhalten, der es ihnen ermöglichte, schneller, flexibler und angemessener auf die Probleme im Stadtteil zu reagieren.

Ein anderer Weg der GWA war gekennzeichnet durch die Position „Gemeinwesenarbeit als nützliche Dienstleistung“:

- Materielle Ressourcen: Räume, Trödel, billiges Mittagessen, Fahrten zu Ämtern;
- Personelle Ressourcen: Beratung, Betreuung, Qualifizierung, anwaltliche Tätigkeit, Zuhören, Zeit haben;
- Infrastruktur, innerhalb derer man informelle Sozialbezüge aufnehmen und sich auch organisieren kann; Orte, wo die Menschen nicht sanktioniert werden, wenn sie sich mal „daneben benehmen“;
- Aufbau, Stützung und Erweiterung von sozialen Netzen und Stützsystemen im Quartier sowie Hilfe

bei der Problemveröffentlichung, sowohl individuell als auch kollektiv.

Damit wurde ein Tätigkeitsmerkmal der GWA, das neben anderen – wie Aktivierung und Einmischung – stand, verabsolutiert. GWA war wieder eng an die soziale Arbeit gebunden. Die Projekte erlagen dem Druck der Betroffenen, die individuelle Hilfen einforderten, da sie ihre fürsorgliche und vormundschaftliche Haltung ja noch immer hatten. Sicher kommen wir ohne Angebote an die Menschen nicht aus, aber sie sollten unsere Arbeit nicht dominieren.

Seit den neunziger Jahren kommt eine weitere Entwicklung hinzu: Die sozialen Probleme (Arbeitslosigkeit, Armut, gesellschaftliche Gewalt) sind nicht gelöst worden. Untersuchungen sprechen von einem Versagen der staatlichen und kommunalen Politik und die Menschen reagieren mit Politikverdrossenheit, Apathie und Wahlverweigerung. Es fehlt zwar nicht an formalen Beteiligungsmöglichkeiten, aber diese werden kaum wahrgenommen.

In dieser Situation wird die GWA zur Instanz, die dieses Defizit ausgleichen soll. In einem neuen fachlichen und politischen Selbstverständnis versteht sie

sich als „intermediäre Instanz“. Wolfgang Hinte hat insbesondere in der Diskussion um das Quartiersmanagement diese Position vehement vertreten:

Gemeinwesenarbeiter/innen sind danach „Instanzen, die zwischen der Bürokratie (im weitesten Sinne) und der Lebenswelt der Menschen in den Wohnquartieren angesiedelt sind und in beide Welten hineinwirken. Auf der Seite des Wohnquartiers geht es darum, kollektive Aspekte individueller Betroffenheit zu organisieren, Menschen an einen Tisch zu bringen, Nachbarschaften zu stärken, lokale Potenziale zu mobilisieren – schlagwortartig gesagt: um Kommunikation, Ideenproduktion sowie Organisation von Menschen und Ressourcen. Auf der Seite von Politik, Verwaltung und Institutionen geht es darum, Ressourcen zu bündeln und nutzbar zu machen für die Arbeit im Stadtteil. So konfrontiert Stadtteilmanagement politische und Verwaltungsinstanzen kontinuierlich respektvoll, aber deutlich mit den Lebens- und Wohnbedingungen der Bevölkerung, von der sachlichen Darstellung in Gremien über die Organisation von Foren zum Dialog zwischen Lebenswelt und Bürokratie bis hin zu skandalisierenden Aktionen mit allen Elementen nachdrücklicher Öffentlichkeitsarbeit.“ (9)

Ich will versuchen, eine Bilanz zu ziehen: Die Politikmodelle der GWA – Einmischung, Organisation, Vernetzung, Intermediarität – haben sich zwar nacheinander entlang gesellschaftlicher Veränderungen entwickelt, sie schließen sich aber meiner Meinung nach nicht aus. Im Grunde genommen stehen sie der GWA heute durchaus alle noch als strategische Optionen zur Verfügung. Insbesondere der Aspekt der Organisation wird wieder an Gewicht zunehmen angesichts der Abwehrkämpfe, die in den Stadtteilen zu führen sein werden, z. B. gegen die drohende Schließung sozialer Einrichtungen.

Ohne Zweifel gehören zur GWA der Konflikt, die politische Auseinandersetzung und der Widerstand, wenn es einerseits um die Bedrohung von Lebenswelten oder die Einschränkung von Lebenschancen geht und andererseits um die Ausweitung von Handlungsalternativen (z. B. Mitbestimmungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten).

Es gilt aber ebenso: Die GWA ist politisch auch als ein integratives Konzept zu verstehen, das sich den Spaltungstendenzen der Gesellschaft entgegenstellt, seien es die Ausgrenzungen zwischen sozial und materiell Starken und Schwachen, sei es die



Spaltung zwischen Frauen und Männern oder Deutschen und Ausländern.

Die GWA knüpft Netze, die die Menschen halten, stützen und unterstützen, wenn sie sich aktiv an der

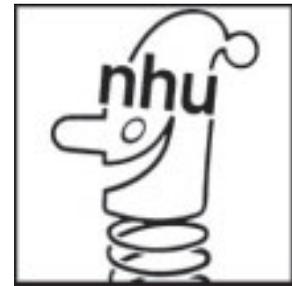
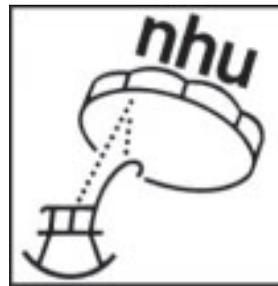
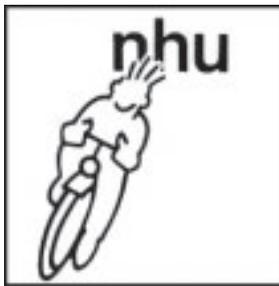
Gestaltung ihrer Lebenswelt und damit an politischen Entscheidungen beteiligen wollen. Hierzu gehören auch die Netzwerke der Professionellen im Stadtteil, die erreichte Positionen absichern helfen. Mit dieser Vernetzung bietet die GWA ein Politikmodell „von unten“, das nicht nur auf die Organisation von Gegenmacht ausgerichtet ist, sondern auch direkt demokratische Politikformen in unseren Städten fördert: Die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadtteile sollen nicht nur gehört werden, sondern auch mehr und dauerhaft Entscheidungen im und für den Stadtteil treffen können.

Oskar Negt, der schon in den siebziger Jahren für viele von uns wichtig war, hat in den Neunzigern geschrieben: „Kollektives Handeln ist dann politisch,

wenn es seinen Gebrauchswert gewinnt aus der Bildung von Gemeinwesen, wenn es dem Schutz dieses Gemeinwesens dient und dessen Entwicklungsmöglichkeiten befördert. Ein Gemeinwesen darf nicht einzelne Bevölkerungsteile, einzelne Menschen, einzelne Realitätszusammenhänge, einzelne Rechtsansprüche ausgrenzen; es ist so reich, wie es Zusammenhänge herzustellen vermag.“ (13)

In diesem Sinne wünsche ich der politischen Gemeinwesenarbeit des Nachbarschaftshauses Urbanstraße mindestens weitere erfolgreiche fünfzig Jahre bei der Herstellung eines reichen Gemeinwesens in Friedrichshain-Kreuzberg.

*Dieter Oelschlägel*



# Einen Ausblick wagen

„Nur wenn das, was ist, veränderbar ist, ist das, was ist, nicht alles.“

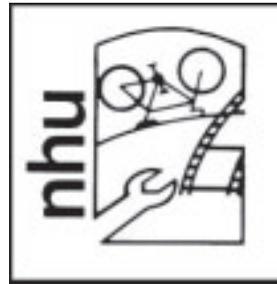
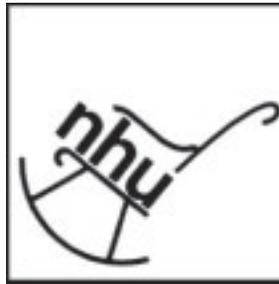
*Theodor W. Adorno*

Diese Wahrheit haben wir in den letzten Jahren ausreichend erfahren müssen und sehen im Zitat von Adorno eine Unterstützung. Jammern nützt nichts. Aus der Vergangenheit und Gegenwart ist die Zukunft zu gestalten. Die Arbeit an der Jubiläumsbroschüre hat allen Beteiligten noch einmal verdeutlicht, was trotz aller tatsächlich einschränkenden Erfahrungen machbar war. Da müssen wir uns nicht verstecken. Es gelingt immer wieder, Mitarbeiter/innen, Besucher/innen

und Anwohner/innen zu überzeugen, mitzumachen, sich einzubringen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Unsere Geschichte, unsere Tradition und unser Selbstverständnis von Nachbarschafts- und Gemeinwesenarbeit und von Zivilgesellschaft sind Richtschnur für zukünftiges Handeln. Die Aufgabe, Finanzierungen möglichst unabhängig von der öffentlichen Hand für das Nachbarschaftshaus zu erhalten, gewinnt weiterhin an Bedeutung – und wird gleichzeitig auch immer schwieriger.

Der Aufbau von Kooperationen in den letzten Jahren und die Erkenntnis, dass viele Projekte und Vorhaben nicht mehr durch uns allein umsetzbar



sind, machen zukünftig den weiteren Ausbau der Zusammenarbeit mit anderen Trägern erforderlich.

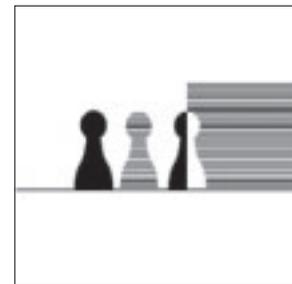
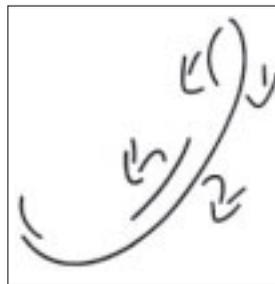
Freiwilliges Engagement hat in fünfzig Jahren Nachbarschaftsarbeit immer eine wichtige Rolle gespielt. Aus der Rückschau betrachtet, hat das Nachbarschaftshaus in der Berliner Landschaft deutliche Zeichen gesetzt. Bürgerschaftliches zivilgesellschaftliches Handeln bleibt uns Leitlinie, die Chancen für positive Veränderungen eröffnet.

Mit der Überlastung von Familienstrukturen und -beziehungen muss sich Nachbarschaftsarbeit zunehmend für notwendige soziale Bindungen und die gegenseitige Unterstützung zwischen Menschen verschiedener Generationen und Kulturen eines Stadtteils engagieren. Generationsübergreifende, interkulturelle Arbeitsansätze für ein vernünftiges Zusammenleben

im Stadtteil werden auch in Zukunft wichtige Bestandteile unserer Nachbarschaftsarbeit bleiben.

Die Zusammenführung unterschiedlichster Projekte und Arbeitsbereiche unter dem Dach eines Nachbarschaftshauses war in der Vergangenheit ein schwieriger, zugleich aber auch ein wertvoller und gewinnbringender Prozess. Für die Zukunft gilt es, den Spannungsbogen zwischen der eigenen Projektarbeit und dem Begreifen des Nachbarschaftshauses als vielfältiges Ganzes zu halten. Dieses Spezifikum von Nachbarschaftseinrichtungen gilt es als besondere Ressource deutlicher zu machen.

Die Verbindung sozialer und kultureller Arbeit ist in diesem Haus über fünf Jahrzehnte in den unterschiedlichsten Formen gelungen. Diesen erfolgreichen Weg werden wir weiterverfolgen, um auf ganz ver-

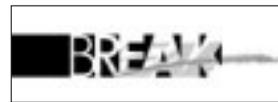
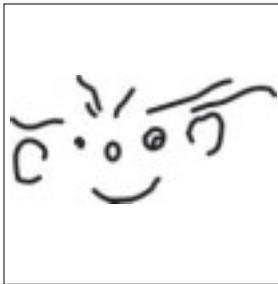


schiedenen Wegen Zugänge zu den Lebenswelten der Menschen zu erhalten. Dafür möchten wir eine Vision entwerfen, ein Leitbild für das Nachbarschaftshaus der Zukunft, in dem sich Mitarbeiter/innen, freiwillig Engagierte, Besucher/innen und das soziale Gefüge des Stadtteils wiederfinden. Gemeinsam können sie die Stärke entfalten, ein tragfähiges Konzept umzusetzen für ein Zentrum von Menschen für Menschen.

*Markus Runge*

Einmal werden die Menschen innehalten,  
werden sich zueinander setzen,  
reden und zuhören, zuhören und reden.  
Sie werden sich wundern,  
was sie dabei alles von- und übereinander  
und über sich selbst erfahren.  
Und sie werden nicht begreifen,  
warum sie so lange gebraucht haben,  
um sich nicht auseinander,  
sondern zusammen zu setzen.

*Manfred Mai (11)*



## Quellen und Literatur

1. Arbeitskreis Kritischer Sozialarbeiter Berlin: Gemeinwesenarbeit als Ideologie und soziale Kontrolle – ein Beitrag zur Sozialarbeit im Stadtteilbereich. In: AG GWA der Victor-Gollancz-Stiftung (Hrsg.): Reader zur Theorie und Strategie von Gemeinwesenarbeit. Frankfurt am Main, 1974.
2. Archiv der Tempelhofer Vorstadt im Büro mit dem historischen Gedächtnis, Lothar Uebel
3. Bauakten Baerwaldstraße 46–48 (gesamtes Kasernengrundstück) im Landesarchiv Berlin
4. Bauakte Urbanstraße 21 im Bauaktenarchiv Kreuzberg
5. Berlin und seine Bauten, Band II. Berlin, 1896.
6. von Beyme, Klaus: Theorie der Politik im 20. Jahrhundert – Von der Moderne zur Postmoderne. Frankfurt am Main, 1991.
7. Grahl, Fritz: Vom Kaiser Franz zum Musentempel. Berlin, 1994. (Unveröffentlichtes Manuskript)
8. Hauß, Friedrich: Zur Strategie fortschrittlicher Sozialarbeit. In: siehe (1)
9. Hinte, Wolfgang: Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren – Methoden und Strukturen für ein effektives Stadtteilmanagement. In: Monika Alisch (Hrsg.): Stadtteilmanagement – Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt. Opladen, 1998.
10. Klünner, Hans-Werner (Hrsg.): Berlin Archiv. Braunschweig 1980–99.
11. Mai, Manfred: Sonne im Herzen möcht' ich Dir schenken. Freiburg im Breisgau, 2000.
12. Mielenz, Ingrid: Die Strategie der Einmischung – Soziale Arbeit zwischen Selbsthilfe und kommunaler Politik. In: *Neue Praxis*, Sonderheft 6, 1981.
13. Negt, Oskar / Kluge, Alexander: Maßverhältnisse des Politischen – 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Frankfurt am Main, 1992.
14. Jahresberichte des Nachbarschaftsheim Urbanstraße e.V. Berlin, 1962–81.
15. 25 Jahre Nachbarschaftsheim Urbanstraße e.V. – Stichworte zur Vereinschronologie. Berlin, 1980.
16. Räume für Freiräume – 1955–1995: 40 Jahre Nachbarschaftsheim Urbanstraße e.V. Berlin, 1995.
17. Scherer, Herbert: In: Rundbrief 2 des *Verbands für sozial-kulturelle Arbeit e.V.*, 2004.

## Abbildungsverzeichnis

Bauaktenarchiv Kreuzberg 5  
Landesarchiv Berlin 6  
Sammlung Klünner 7  
Berliner Liedertafel 8  
Gerhard Fuhrmann (Signetentwurf) II  
Reinhard Görner (Fotograf) Umschlag vorn (unten)  
Henning Maier-Jantzen (Fotograf) Umschlagseite hinten  
(unten)  
Ulla Radke (Fotografin) Umschlag vorn und hinten (oben),  
7 (unten)  
E. Nötzel (Fotograf)

(Die Urheber der meisten Fotos konnten leider nicht ermittelt werden. Soweit es sich um professionelle Fotografen handelt, bitten wir hinsichtlich eventueller Honorarforderungen um unterstützende Nachsicht.)

Der Nachdruck dieser Chronik wurde möglich dank einer Finanzierung über PS-Sparen der Berliner Sparkasse, ausgereicht von der Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales.

## Impressum

*Herausgeber* Nachbarschaftshaus Urbanstraße  
Urbanstraße 21, 10961 Berlin

*Recherchen und  
begleitende Beratung* Jubiläums-Arbeitsgruppe mit  
Ingrid von Massenbach  
Jens Clausen  
Hansjörg Gebhard  
Wolfgang Hahn  
Ulrich Mahnke  
Markus Runge  
Lothar Uebel

*Text- und Bildredaktion,  
Layout und Herstellung* Lothar Uebel, Das Büro mit dem  
historischen Gedächtnis,  
Berlin-Kreuzberg

*Satz und Umbruch* Susanne Nagel, VorSatz, Berlin



